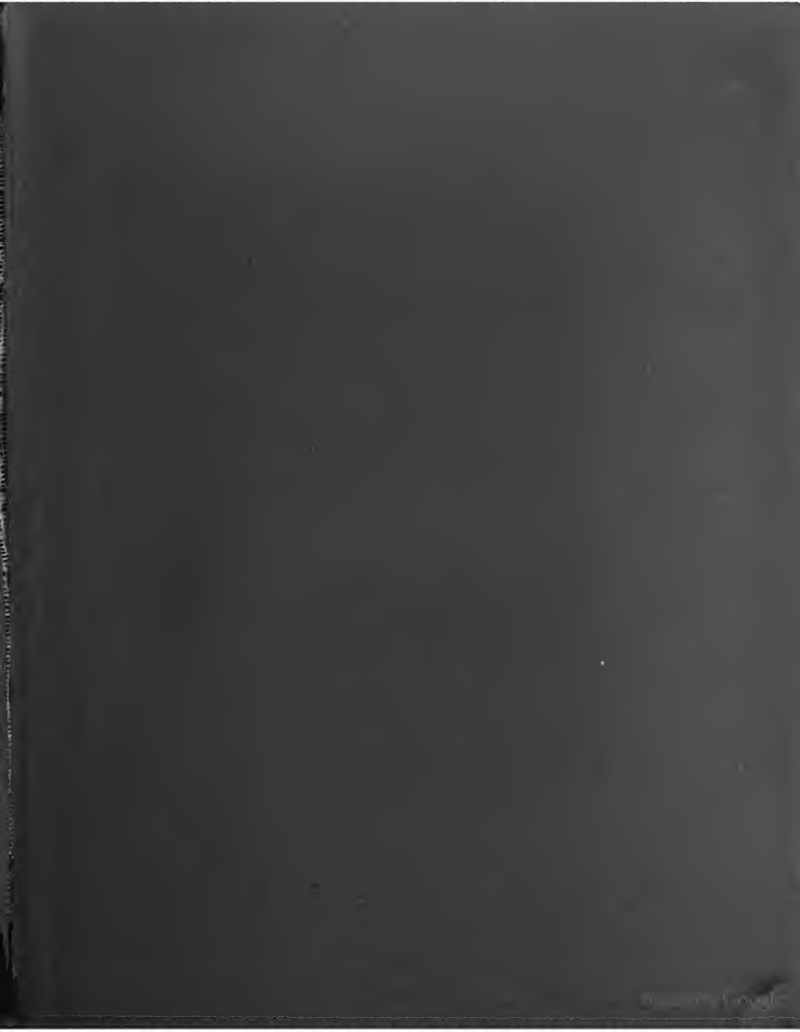
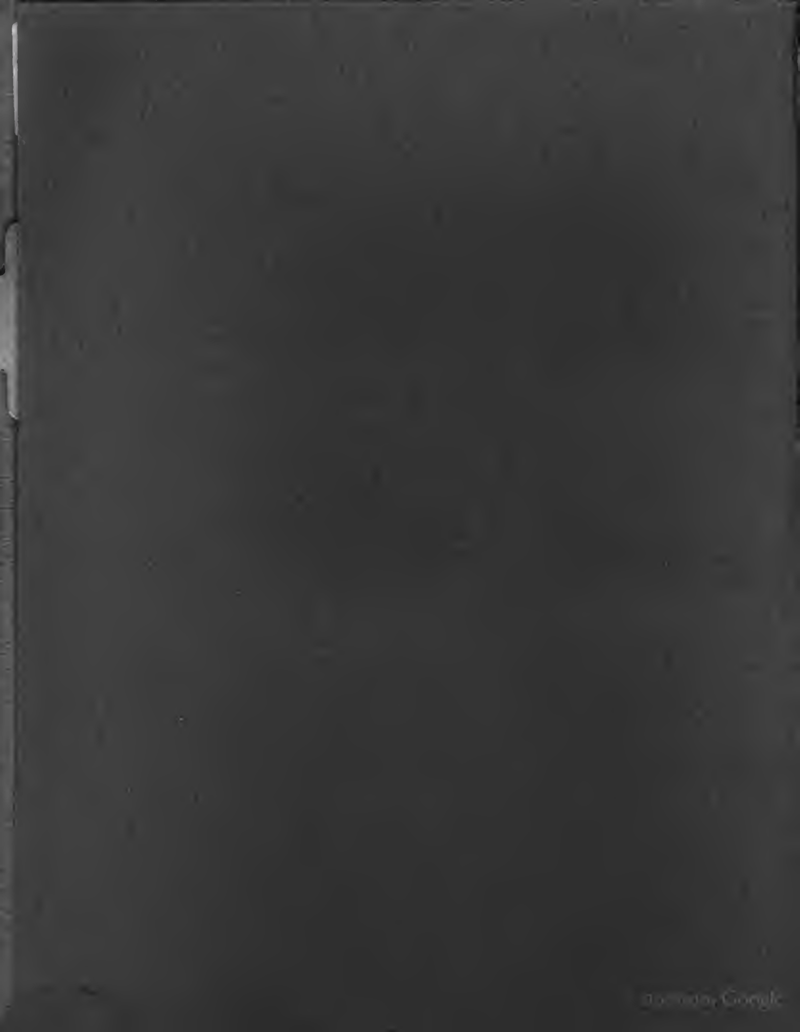
Hannes

August Sperl


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Hannes

Eine Soldatengeschichte für Jugend und Volk

von

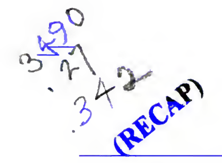
August Sperl

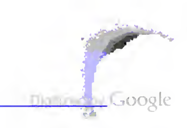
Zeichnungen von Walter Klemm-Weimar

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

531

Inhalt





Für Kaiser und Reich

Es war am dritten Februar 1915 des Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr.

Neben dem aufgebahrten Sarge stand Peter mit zuckenden Lippen. Ein schmächtiger junger Mensch, fast noch ein Knabe. Immer wieder legte er seine Hand in eines anderen Hand und hörte wie im Traume die teilnehmenden Worte, die man ihm sagte. Wie ein grauer Schleier hing es vor seinen Augen, und durch diesen Schleier schaute er Menschen und Dinge. War es der Flor seiner Tränen, war es der leichte Nebel des Vorfrühlings — alles verschwamm ineinander, die Grabsteine unter den kahlen Bäumen, der Sarg, die Eltern und die Geschwister. Alles, auch die lichtvolle Vergangenheit und die düstere Gegenwart.

Sechs Mann hoben den Sarg auf ihre Schultern, den langen, schmalen Sarg, der mit einem schlichten schwarz-weiß-roten Fahnentuche bedeckt war. Ein helles Glöcklein durchdrang siegreich den Nebel, und sein Klingen stach in das betrübte Herz Peter Düvals.

Die Posaunenbläser setzten an zu einer gewaltigen Weise. Ein schwarzes Trüpplein, bewegte sich die Familie langsam hinter dem Sarge her. Der Vater ging mit gesenktem Haupte, die kleine Mutter im wallenden Trauerschleier an seiner Seite. Dann kam Peter Düval, der Älteste, zwischen den zwei Kleinsten, und nach ihnen trippelten die andern Geschwister, fast verschwindend hinter den großen Totenkränzen, die sie dem Sarg nachtrugen.

Schier endlos war der Zug der Menschen, die gekommen waren, zu trauern mit der Familie Düval.

Die Träger hielten vor dem offenen Grabe, das häßlich gähnte zwischen den grobsch† Lehmwällen. Das Glöcklein verstummte.

Wie im Traume stand Peter zu Füßen des Grabes im schwarzen

Häuflein der Seinen mit dem schweren Kranz von Stechpalmen in den Händen. Wie im Traume sah er den Sarg über den Stangen und sah ihn langsam in die Tiefe sinken. Er sah in weiter Ferne den Geistlichen zu Häupten des Grabes und zur Rechten drüben den Feldgrauen, der auf schwarzem Kissen den Orden des Toten trug — das Eiserne Kreuz. Und wie aus einer fernen Welt schlugen die Worte des Redners an seine Ohren.

Er konnte sich nicht zwingen, ihrem Sinne zu folgen. Wie gebannt mußte er auf das gähnende Grab blicken, in das man seinen lieben, großen Bruder versenkt hatte.

Die Mutter schluchzte leise hinter ihrem schwarzen Schleier, die Kinder weinten still vor sich hin.

Peter Düval weinte nicht mehr. Mit festgeschlossenen Lippen stand er und blickte geradeaus. Denn ihm war plötzlich ein Wort des toten Bruders durch den Sinn gefahren: ‚Junge Männer weinen niemals!'

Der Redner hatte geendet. Gar rührend klang von den Lippen der Schulkinder das uralte Trostlied: Jesus mein Zuversicht —!

Jetzt aber kam der Augenblick, auf den der Vater die Mutter zu Hause noch vorbereitet hatte. Und trotzdem schrak sie heftig zusammen, als hinter der Friedhofsmauer die drei Ehrensalven krachten — ein letzter Soldatengruß für den tapfern Leutnant Otto Düval, der nun ausruhen durfte von allen Mühen des Krieges.

Ein feldgrauer Offizier trat langsam und hinkend an das Grab. Er trug einen Fichtenkranz, der umwunden war mit einem dreifarbigen Studentenbande. Mit klarer Stimme rief er dem toten Freunde den Abschiedsgruß übers Grab hin und lobte ihn als einen, der gefallen war fürs Vaterland nach ihrem Bundeswahlspruche: ‚Treu bis zum Tod!'

Diese Worte vernahm Peter Düval gar wohl. Und er sah nicht mehr den Sarg, wie er gestern aus dem Felde gekommen war, er sah nicht mehr den Leichtverwundeten im letzten Herbste daheim zu kurzer Rast, den Feldgrauen mit dem hagern, tiefgebräunten Gesicht, den ernsten, nachdenklichen Augen, dem schweigsamen Munde, dessen schmale Lippen unter dem dunkeln Bärtchen sich nur selten mehr zu einem Lächeln

zu zwingen vermochten. Nein, er sah ihn wieder als den frohen Bruder Studio in den großen Ferien einer versunkenen Zeit. Er sah ihn mit der langen Tabakspfeife im qualmerfüllten Stüblein hinter den Büchern sitzen. Er streifte neben ihm tagelang über Berg und Tal und



hörte ihn erzählen vom Klirren der Schläger, vom Klingen der Gläser, vom brausenden Leben auf hoher Schule.

Jetzt polterte es dreimal mit hohlem Tone hinunter auf den Sargdeckel, der mit seinen hellen Beschlägen aus der Tiefe emporblinkte. Von Hand zu Hand wanderte die kleine Schaufel, und der Sarg verschwand unter der braunen Erde.

Irgend jemand gab Peter Düval das zusammengefaltete Fahnentuch auf den Arm — das heilige Tuch, in das die Soldaten draußen an der Front den Sarg ihres Leutnants gehüllt hatten.

Die Menge verlief sich. Der Abend sank hernieder. Umringt von

ihren nächsten Freunden, begab sich die Familie des Pfarrers Otto Peter Düval zurück in das Städtlein.

Trübe brannten die Laternen in den krummen Gassen, immer dichter wurde der Nebel.

Ein Werktag ging zur Rüste. Landleute kamen mit ihren rasselnden Gespannen aus dem Nebel und verschwanden heimwärts im Nebel. Kinder haschten sich auf dem Platze vor dem Rathause rund um den Brunnen. Die Abendglocken begannen zu läuten.

Dahin und dorthin zerstreuten sich die Freunde. Endlich war auch der letzte gegangen.

Das schwarze Menschenhäuflein hielt in der engen Pfarrgasse vor dem alten, hochgiebeligen Hause. Der Vater sperrte auf. Wortlos schoben sich alle hinein.

*

Peter hockte in der Küche auf dem Schemel neben dem Herde — seinem Lieblingsplatze, solang er denken konnte. Über dem Tisch in der Mitte brannte das trübe Licht einer Lampe. An den Wänden blinkte grellrot das alte Kupfergeschirr.

Ganz stille hockte Peter auf dem Schemel und streichelte das weiße Kätzchen, das behaglich schnurrend auf seinen Knien lag. Und leise weinte er in sich hinein. Jetzt sah es ja niemand mehr als Barbara, die betagte, treue Magd mit dem guten, runzeligen Gesichte.

Auch sie schluchzte von Zeit zu Zeit bei ihrer Arbeit. Aber sie war nicht gesonnen, ihre Tränen und ihr Leid in sich hineinzufressen. Stoßweise kam es von ihren zuckenden Lippen: „Die, wo den Krieg angefangen haben — die werden schon hier zeitlich —"

Sie schluchzte auf, und niemand erfuhr mehr, was nach ihrer Meinung die Urheber des Weltkrieges hier zeitlich, dort ewig verdienten.

„Unser guter Kaiser —"

Sie schluchzte wieder, hob die eisernen Ringe vom Herdloch, schob sie mit Rasseln zurück und goß Wasser in den eisernen Topf.

„Unser guter Kaiser — der hat ihn nit gewollt, den Krieg, der hat gewußt, warum."

Sie stellte den Topf mit hartem Klang auf das Loch.

„Unser guter Kaiser — der hat Erbarmen gehabt mit der Mensch-

heit. Aber die andern, die wo den Krieg — angerichtet haben — o Gott, ich möcht' nit — in denen ihren — Schuhen stehen — in der Zeit nit — und dort nit — in Ewigkeit, Amen."

Still flossen die Tränen des Knaben. Zärtlich streichelte er das Tierchen auf seinen Knien. Aus der Wohnstube herüber kamen leise, feierliche Töne. Der Vater spielte das Harmonium.

Wieder begann die Alte: „Es hätt' ihnen aber doch alles gar nichts geholfen. Die ganze Bosheit wäre zuschanden geworden. Unser Herrgott hat's zugelassen. Und ich weiß auch, warum. Und niemand kann mir das ausreden. Weil die Menschheit das liebe Brot nimmer geachtet hat, deswegen ist der Krieg über uns gekommen. Es war ja ein Jammer und ein Spott, wie die Leut' mit dem Brot umgegangen sind. Wenn in meiner Jugend ein Kind sein Stück Brot weggeworfen hätt' — oh! Aber jetzt vor dem Krieg? Pfui und abermals pfui! Korbweis hab' ich Anno dreizehn hinten im Garten alle Morgen das Brot gesammelt, so viele Brocken haben damals die Maurer aus purem Übermut tagtäglich vom Bauplatz über den Zaun zu uns herübergeworfen. Und für solche Sünden hat halt auch der Krieg kommen müssen, es ist gar nimmer anders möglich gewesen."

Die Hausglocke erklang.

Noch einmal schluchzte die alte Barbara laut auf: „Deswegen wird aber der Grei und der Ponkereh und der Zar um keinen Deut besser."

Sie fuhr mit der Schürze über ihr Gesicht und tappte mit schweren Schritten hinaus.

„Du bist's, Hannes? Ei, das ist recht so. Geh nur 'rein. Dort in der Küche sitzt er."

Eine helle Stimme antwortete: „Sind wir denn nit miteinander konfirmiert worden! Da darf ich ihn schon ein bissel trösten."

Schwere Nagelschuhe knirschten über die Steinplatten des Hausflurs, und die riesige Gestalt eines bayerischen Feldgrauen trat gebückt durch die Küchentüre.

„Peter, wo steckst denn?"

„Da bin ich", sagte der Knabe mit möglichst fester Stimme und blieb in der Dunkelheit seines Winkels.

„Geh, Peter, geh und rühr dich!" Die Stimme des riesigen Sol-

daten klang merkwürdig weich. „Hock nit so 'rum da in der Finsternis. Das tut kein gut. Freilich ist's hart — "

Nun schluchzte Peter trotz aller Vorsätze.

„Geh, Peter. Mußt nit weinen. Das nutzt deinem Bruder selig nichts mehr, und dir schadet's. Er tät's auch selber nit leiden, daß man zu viel um ihn klagt, der Herr Leutnant."

Er meinte es so gut, der Feldgraue. Er zog einen Schemel heran und setzte sich neben den Freund. Unbeholfen streichelte er mit seiner großen, roten Pratze die schmale Hand, die schlaff herabhing.

Leise hantierte die alte Magd. Und ganz leise klang durch die verschlossenen Türen herüber die Weise des Kirchenliedes: ‚Warum sollt' ich mich denn grämen? Hab' ich doch Christum noch. Wer will mir den nehmen?'

„Schau, Peter, wenn ich so einen Bruder gehabt hätt' wie du, dann wollt' ich schon gar kein bissel mehr weinen um ihn."

„O Hannes —!"

„Kein bissel mehr. Die Zähn' tät ich aufeinanderbeißen und den Kopf tät ich hochtragen, und die Leut' müßten sagen: so gehört sich's, weil er so einen Bruder gehabt hat. Soll ich dir's wiedersagen, was mir gestern der verwundete Gefreite erzählt hat von deinem seligen Bruder?"

Peter nickte, lehnte den Kopf zurück an die Wand und schloß die schwimmenden Augen. Die Magd stand lautlos und hielt die Hand hinters Ohr.

Und mit verhaltenem Atem lauschten die beiden auf die Heldenmäre, die der andere von dem toten Leutnant erzählte. Von Otto Düval, der gefallen war für Kaiser und Reich.

Ausmarsch

Drei Monate waren vergangen. Es war Mai geworden.

Noch immer wütete der Krieg wie ein sinnloses Ungeheuer und fraß die Leiber von Freund und Feind.

Groß war die Not des bedrängten, belagerten Deutschland. Aber schier unerschöpflich war auch seine Volkskraft. Millionen kriegsharter Männer kämpften im Westen und Osten gegen viele Millionen. Hunderttausende übten sich auf allen Kasernenhöfen des Landes. Tausende und Tausende sanken im Westen und im Osten in ein frühes Grab. — Tausende und Tausende stählten ihre Glieder, schärften ihre Augen, damit sie zur rechten Zeit fähig wären, mit allen Kräften Leibes und der Seele einzuspringen in die Lücken der streitenden Heere. —

Ein wunderschöner Tag ging zur Rüste. Die kleine fränkische Stadt lag eingebettet in einen Hain von blühenden Bäumen, und in den alten Gärten zwischen den Häusern blühte und duftete der Frühling bis in die Winkel.

In der engen Pfarrgasse, schräg gegenüber dem Pfarrhaus, zwischen andern hochgiebeligen Gebäuden, stand ein schmales, zweistöckiges Haus, das nur drei Fenster in jedem Stockwerk besaß. Eine ausgetretene Steintreppe führte zu einer spitzbogigen Türe empor. Über der Türe hing ein kleines, schwarzes Schild: ‚Metzgerei von Fridolin Hannes' verkündeten die hochgezogenen, grauen Buchstaben, die ursprünglich weiß geleuchtet hatten. Neben dem Hause war ein schmaler Hof. Eine hohe Mauer mit breitem Tore trennte ihn von der Gasse. Das Tor war verschlossen, und über die Mauer hingen die blütenschweren Zweige eines Apfelbaumes weit in die Gasse heraus.

Eine Amsel sang ihr süßes Abendlied irgendwo hinten im Hofe. Und in der niederen Wohnstube stand der Kriegsfreiwillige Vitus Hannes und nahm Abschied von seinen Pflegeltern.

Er war feldmäßig ausgerüstet, von der grau umhüllten Pickelhaube über den schweren Tornister bis zu den Wickelgamaschen und den nägelbeschlagenen Schnürschuhen herab.

Der Metzgermeister hatte das große blaue Taschentuch gezogen und schneuzte sich umständlich hinein. Etliche Male hatte er schon angesetzt. Endlich brachte er stoßweise heraus: „So, und jetzt leb halt wohl. Und führ dich fein brav. Und daß du nit ausreißen darfst, weißt ja selber."

Vitus Hannes lachte über sein breites Gesicht und stieß den Gewehrkolben auf die Dielen, daß es krachte: „Zu Befehl."

Der Pflegvater fuhr fort: „Bis jetzt hast du Ochsen geschlagen und Kälber gestochen. Fortan ist's deine Pflicht und Schuldigkeit, daß du Menschen totschießt — je mehr, desto besser. Sonst schießen sie dich tot und bringen zuletzt auch uns noch ums Leben. Aber vergiß du nit in dem wilden Treiben, was ich dir als einem Lehrling vom ersten Tag an gesagt hab' — wie heißt er, mein Spruch?"

Vitus Hannes riß lustig die Hacken zusammen und stand stille. Und mit heller Stimme sagte er, wie ein Schulbub, den Handwerksspruch seines Pflegvaters auf:

Blutig ist die Metzgerei
— wohl — und gar nicht fein.
Aber auch ein Metzger kann
Doch barmherzig sein.

Der alte Mann schneuzte sich hörbar. Dann sagte er bedächtig und bohrte den Blick in die Augen des Feldgrauen: „M u ß barmherzig sein. M u ß! Und das vergiß du mir niemals!"

Vitus Hannes nickte.

Die scharfen, klaren Augen des Pflegvaters waren unverwandt auf ihn gerichtet. „Kann auch vom Kriegshandwerk reden, Vitus. Bin Anno siebzig dabei gewesen. Und geforchten haben wir uns auch nit grad, wir Anno dazumal. Und haben unsere Pflicht redlich getan. Aber barmherzig bin ich gewesen, wenn der Feind vor mir auf dem Boden gelegen ist, und barmherzig bin ich gewesen, wenn ich zu den Wehrlosen ins Quartier gekommen bin. Und deswegen kann ich heut' noch gern zurückdenken an Anno dazumal, ohne daß mich heimlich was sticht. Hast mich verstanden?"

„Ja", sagte Vitus Hannes und nickte zum zweitenmal.

Schluchzend stand die dicke Metzgerin neben dem dicken Eheherrn. Auch sie wollte nun etwas äußern. Aber sie vermochte kaum zu reden. „Geh mit Gott — er behüte dich und — lasse dir — leuchten sein — Angesicht. Und komm nur gesund wieder. Und da — hast — auch ein — paar Blumen aus dem — Gärtle. Sind aber alle deine — Knopflöcher — so schon voll Blumen."

„Die Maiglöckle steck' ich halt in mein' Gewehrlauf", sagte Vitus Hannes mit weicher Stimme und nahm ihr die Blumen aus der Hand. „Gucket her, Mutter, das Loch ist noch leer."

„Geh mit Gott und halt dich brav. Tue recht und scheue niemand“, schluchzte die Meisterin ihren Segens- und Reisespruch zu Ende und wandte sich ab.

Vitus Hannes steckte die unschuldigen weißen Blümlein umständlich in die Gewehrmündung. Es war ihm ganz rührselig ums Herz gewesen, und er hatte dem Pflegvater und der Pflegmutter sagen wollen, was er ihnen verdanke und wie er's ihnen einst vergelten möchte. Aber da mußte nun die Meisterin gerade jetzt ihr Leibsprüchlein vom Recht tun und Niemandscheuen anbringen, und da war's auch mit all seiner Rührung vorbei. Fast hätte er lachen müssen. So lebhaft dachte er an seinen Feldwebel, und wie es ihm wohl erginge, wenn er den bei aller Rechtschaffenheit einmal auch nur von weitem nicht zu scheuen sich vermäße. Jawohl, fast wäre ihm das Lachen zwischen die Zähne gestiegen. Vorsorglich biß er sie zusammen und machte wieder stillgestanden. Aber statt einer wohlgesetzten Rede brachte er nur noch heraus: „Möcht' auch meinen Dank sagen für alles. Weiß wohl — weiß wohl —.“

Seine Pflegeltern erfuhren niemals, was er wohl wußte.

Und jetzt wurde es ihm doch auch wieder weich zumute, und mit rauher Stimme sagte er zum dritten Male: „Weiß wohl.“

Der Alte hielt das blaue Tuch mit beiden Händen vors Gesicht und schneuzte sich mit Posaunentönen hinein. Die Mutter aber preßte die dicken Hände vor die Augen und schluchzte laut auf.

Angstvoll guckte der große Vitus Hannes von einem aufs andere, hielt dem Pflegvater die Rechte hin und sagte: „Behüt' Gott, Vater.“ Und dann riß er die Hand aus der Hand des Alten und hielt sie der Mutter hin.

Die schluchzende Frau kam nahe heran, tastete nach seiner Hosentasche und stopfte noch ein letztes Päckchen hinein. Dann nahm sie seine Hand, streichelte sie und sagte: „Behüt' dich Gott, behüt' dich Gott.“

Als Vitus Hannes gebückt durch die niedere Stubentüre stolperte, stand im dämmerigen Vorplatze der kriegsgefangene Franzose, der dem Metzger tagsüber zur Arbeit beigegeben war.

„Oh malheur, malheur, malheur, monsieur Vitus!“

„Nix Malör“, lachte Hannes und schüttelte dem zierlichen Fran-

zosen so kräftig die Hand, daß dieser wehklagend von einem Bein aufs andere hüpfte. „Nix Malör, Musjeh. Sä la Gärr."

„Oh malheur, malheur! Monsieur Vitus und ik aben serr gut gewes entre nous. A présent vous allez in die Krik. Bum — bum — peut-être, monsieur Vitus werden gemakt maustot."

„Nix maustot", lachte Vitus Hannes.

„Nix tot", schluchzte auch die Metzgerin. „Gott lebet noch, Gott wird's wohl machen."

„O nix Gott, nix in die Immel Gott für die Leben und Krik!" Der Franzose lachte übers ganze Gesicht, daß man seine guten Zähne blitzen sah unter dem schwarzen Bärtchen, und fuhr suchend mit beiden Händen in die Taschen seiner roten Hose.

„Jawohl, Gott lebet noch", sagte der Metzger mit dröhnender Stimme und schüttelte seine Fäuste gegen den Spötter. „Wir haben Gott, wir bitten Gott und wir gewinnen mit Gott. Ihr wollen nix Gott, ihr haben nix Gott und ihr kriegen endlich Prügel mit Gott."

„Nix Gott", wiederholte der Franzose unbeirrt. Aber jetzt hatte er gefunden, was er wollte, und trat nahe an den Feldgrauen: „Jean pauvre — Jean arm. Mais da — kleine Geld deitsche — da."

Auch er stopfte ein Beutelchen in die Hosentaschen des Feldgrauen. Dann sprang er zurück, schlug die Hände zusammen und staunte: „Oh, oh, malheur! Vitus serr groß gemakt von sein Gott."

Er hüpfte mit ausgestrecktem Arme an der Wand hoch und zeigte die Größe des Feldgrauen. „Oh malheur pour les pauvres Français. Vitus aben Ände so groß —! Oh malheur, malheur, malheur! Nix Gott. Vitus sein groß von sik selbs, Vitus sein très fort von sik selbs. Vitus brauch nix Gott. Alles von sik selbs. Oh malheur pour les pauvres Français."

„Mersi Musiöh", sagte Vitus Hannes. „Armer Tropf", murmelte er zwischen den Zähnen und wandte sich ab.

Dann stapfte er die Steinstufen hinab, marschierte durch gaffende Kinder die Gasse hinunter und sah sich nimmer um.

In der offenen Türe standen der Meister und die Meisterin und füllten den Rahmen ganz aus. Unten an den Stufen stand der kleine Franzose und sagte leise: „Oh malheur, malheur, malheur!"

*

Nacht war's. Am dunkeln Himmel stand der volle Mond, und in seinem stillen Lichte dehnte sich das Städtchen inmitten der blühenden Gärten.

Es ging auf die elfte Stunde. Aber fast alles im Städtlein war auf den Beinen.

Dichtgedrängt standen die Leute zu beiden Seiten der Hauptstraße — Städter und Landvolk untereinander. Und viele Köpfe drängten sich in den offenen Fenstern.

Durchs obere Tor mußten sie kommen.

In der Ferne tönten Kommandorufe. Trommeln setzten ein. Aus dem finstern Torbogen quoll es heraus auf die breite, mondhelle Straße. Voran auf nickenden Pferden die Offiziere. Hinter ihnen in langem Zuge die ausmarschierenden Soldaten, begleitet vom abschiednehmenden Volk.

Die Männer an den Häusern längs der Straße entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände.

Die Trommeln verstummten, und mit schweren Tritten marschierten die Krieger auf dem buckligen Pflaster vorbei. Hart und rauh wie ein ungeheures, taktmäßiges Schlucken klang das Treten der hundert und hundert genagelten Sohlen.

Die Pferde tänzelten mit nickenden Köpfen, und hell klapperten die Hufeisen auf den Steinen. Schweigend zog die reisige Schar, über und über bedeckt mit den Blumen des Frühlings. Und neben ihr marschierte das Volk — Städter und Landleute, Alte und Kinder, Männer und Frauen, alle bemüht, im gleichen Schritt und Tritt ihre Lieben zu begleiten die kurze Strecke hinaus vor die Stadt, an den qualmenden Zug.

Dicht neben Hannes marschierte Peter Düval. Er trug das Gewehr des Freundes und griff mächtig aus, um Schritt zu halten mit den Beinen des Riesen.

„Du darfst fort, und ich muß daheim bleiben“, sagte er zornig.

„So mach halt, daß du auch 'nauskommst!“ lachte Hannes.

„Noch zu schwach!“ rief Düval und nahm das Gewehr auf die andere Schulter. „So stark wie du kann halt auch nicht jeder sein. Neben dir bin ich freilich der Garnichts. Und das ist's, was mir bei meinem Vater schadet.“

„Bist auch erst siebzehn“, tröstete Hannes. „Ich bin ja schon achtzehn. Und ich bin Metzger. Du aber gehörst zum —“

„Federvieh“, grollte Peter Düval. „O, wie ich dich beneide!“

„Mußt fleißig turnen“, meinte Hannes.

„Ich schäme mich, daß ich noch zu Hause herumlaufe.“

„Und was meint also dein Vater dazu?“

„Ein halbes Jahr soll ich noch warten. Und in einem halben Jahr ist der Krieg aus, und ihr zieht ein mit Pauken und Trompeten. Ich aber kann mich dann in den Keller verkriechen.“

„Laß nur nit aus!“ mahnte Hannes. —

Sie waren jetzt am unteren Tore. Zwischen den Gliedern der Ausziehenden drängte sich das marschierende Volk in den dunkel gähnenden Torbogen.

Das Tor war ein schöner, alter Bau. Fast sechshundert Jahre stand es da über der großen Heerstraße, die aus fernen Landen hierher führte, das Städtchen in zwei ungleiche Teile zerschnitt und durchs obere Tor in die Vorstadt hinauslief. Zahllose Heerscharen, Deutsche und Franzosen, Schweden und Russen, Ungarn und Spanier waren schon auf dieser Straße marschiert, durch dieses enge Tor herein und durch das andere enge Tor wieder hinaus. Zahllose Scharen mit gewaltigem Troß. Seit geraumer Zeit aber hieß es, die Tore seien zu eng. O Gott, sie waren keineswegs zu enge. Sie waren weit genug, Söhne hindurchzulassen, die sich aus den Armen ihrer Eltern, Männer, die sich von Weib und Kind, Verlobte, die sich von weinenden Bräuten losgerissen hatten. Immer neue, immer neue Scharen, die dem männermordenden Kampfe entgegengingen. Dazu waren sie weit genug, die alten Tore der alten Stadt.

Und also ließ das untere Stadttor auch in dieser Maiennacht mit vielen anderen hinaus den wackeren Metzgergesellen und Kriegsfreiwilligen Vitus mit dem Familiennamen Hannes, den seine Pflegeltern liebhatten, als wäre es ihr eigenes Kind.

Und war doch nur das Kind einer armen ledigen Magd, die einst vor achtzehn Jahren in der Verzweiflung von ihrem Büblein ins Wasser gegangen war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Mannschaft war einparkiert. Den Zug entlang stand die Menge Kopf an Kopf, und zu viert und fünft hingen die Feldgrauen aus den Fenstern heraus. Blumengeschmückt alle. Mit blitzenden Augen die einen, ernst und nachdenklich die andern. Glatte Knabengesichter, bärtige Männer.



Scherzworte flogen, wortlose Blicke gingen hinauf und hinab. Gleichgültiges wurde gesprochen, Tiefernstes unter nichtigen Worten vor den andern verborgen. Da und dort klang leises Schluchzen aus der Menge, da und dort tastete sich eine welke Hand zum letzten und wieder zum letzten Male einer starken, jugendlichen Hand entgegen und erhielt wortlos den Abschiedsdruck.

Endlich durchschnitt die Pfeife des Zugführers das Reden und Raunen, Lachen und Schluchzen.

Noch einmal beugte sich Hannes aus dem Fenster und rief dem Freunde zu: „Laß nur nit aus!"

Die Maschinen begannen zu arbeiten. Stoßweise qualmte der Rauch zum Himmel empor. Keuchend, fauchend, zischend, rasselnd streckte sich der lange Wagenzug. Brausende Hochrufe erschollen, brausend antworteten die Hurras aus den vorüberstreichenden Fenstern. Tücher wehten, Räder rollten schneller und schneller. Schwimmende Augen blickten nach vorne — schwimmende Augen wandten sich rückwärts und suchten zum letztenmal dort, wo die lange Reihe der Menschen zusammenschrumpfte und die Abschiedsrufe der vielen zu einem einzigen, langgedehnten Klageruf wurden, der endlich im Rasseln der Räder verhallte.

Machtvoll arbeiteten die schweren Maschinen, und jetzt rollte der Zug mit seiner kostbaren Fracht hinein zwischen die blühenden Bäume, rollte dahin durch den nächtlichen Frieden der Heimat, dem Tag entgegen, dem Krieg.

Die Menge schob sich zum Ausgang des Bahnhofes. Langsam und stille. In Trüpplein zogen Männer, Frauen und Kinder auf der mondhellen Straße zum unteren Tore hinab.

Düval stand noch immer am Geleise und blickte dorthin, wo der Zug zwischen den Bäumen verschwunden war. Die Geleise blinkten weit hinaus. Ihm war zumute, als sähe er auf die leuchtende Bahn des Ruhmes.

Langsam wandte auch er sich zur Heimkehr. Bald aber bog er von der breiten Straße ab und stand nach wenigen Schritten vor dem Grab seines Bruders.

Die Kränze von damals waren verschwunden. Ein frischer Kranz von Maiglöckchen lag auf dem Hügel. Vom schlichten Holzkreuze leuchteten auf schwarzem Schilde in weißen Buchstaben die Worte: Eine größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben lasse für die Brüder.

Peter Düval stand mit gefalteten Händen. Und vor seine Seele trat ein Bild, so klar, so greifbar klar, als hätte er es selber geschaut in den großen Septembertagen des Jahres 1914:

In den Vogesen ist's. Ein sonniger Nachmittag neigt sich dem Abend zu. Das Bataillon des Bruders steht im Walde, hart am Rande hin, zum Angriff bereit. Vor ihm dehnt sich, über einen Kilometer breit, eine offene Talmulde bis an einen langgestreckten Höhenzug, der vom Feinde besetzt ist. Da und dort bewegen sich die Mützen der französischen Alpenjäger hinter den fernen Deckungen. Und dieser Höhenrücken muß im Sturme genommen werden. — Eine befehlende Stimme ertönt: ‚Herr Leutnant, reißen Sie die Kompagnie mit sich auf die Höhe!' — Die ersten Schützenwellen fluten unter den Bäumen hervor. — Geschosse pfeifen, Granaten bersten. — Wird es gelingen? — Weit drüben zur Rechten springt, weit vor seinen springenden Leuten, der Bruder. — Die Schützen der Mitte und des linken Flügels geraten ins Stocken. Gellende Rufe ertönen. Vorwärts — marsch — marsch! Immer stärker wird das Pfeifen der Geschosse. Dichter schlagen die Granaten ein. — Mit dem Glas vor den Augen steht der Major und kaut an seinem Schnurrbart. Befehle ertönen. Verstärkungen brechen aus dem Walde hervor. Die Schützenwellen der Mitte und des linken Flügels schieben sich an den Fuß der Anhöhe. Aber wird es gelingen? — Da — ! Der Major nimmt den Feldstecher nicht von den Augen. Er hebt den linken Arm, und die ausgestreckte Hand weist nach rechts in die Höhe. ‚Der Düval!' sagt er. ‚Der Düval', sagt auch der Adjutant neben ihm und starrt durch sein Glas auf das kleine, vereinzelte Haus unter dem Kamme des Hügels. Von seiner blinkweißen Mauer hebt sich die schlanke Gestalt des Leutnants ab. Er steht rückwärts gewandt und winkt. Er schreit wohl auch aus vollem Halse — aber wer kann das hören im Tosen und Knattern, das die Luft erfüllt? Kein Laut von dem, was Düval seinen Kerlen zuschreit, dringt herunter ins Tal. — Unaufhaltsam klettert der Schützenschwarm in die Höhe. — Jetzt wendet sich der Leutnant am weißen Häuslein und stürmt den Seinen voran. Das feindliche Feuer wird zum wütenden Knattern. Der Berghang wimmelt von kletternden Gestalten. Fernher tönt ihr keuchendes Hurra. Noch gewaltiger schwillt das rollende Schießen. Aber nur wenige Minuten hält es stand. — Jetzt wird es schwächer und schwächer. — Jetzt ist es fast erstorben. Wir haben die Höhe —! — — Die Sonne sinkt. Erschöpft liegen die

hundert und hundert Soldaten zwischen denen, die verstummt sind auf immer. — Vorn aber im verlassenen Schützengraben kniet ein Gefreiter und hält den verwundeten Leutnant im Arm — den Tapfern, der als erster in die feindliche Stellung eingedrungen ist. —

Peter Düval ging heim durch die stillen, mondhellen Gassen. Und es war ihm, als lebte der Bruder und lockte auch ihn unwiderstehlich hinaus auf die leuchtende Bahn.

Eine Geschichtsstunde

Als Peter am nächsten Morgen ziemlich früh das Schulzimmer betrat, sah er eine Anzahl seiner Kameraden dichtgedrängt unter dem Katheder stehen.

Er legte die Bücher ab und ging neugierig vor.

Da rief ein kurzes, dickes Bürschlein lachend: „Ei, so fragt halt den Düval, der muß es ja wissen, wie sich so ein Ding schreibt.“

„Was ist's mit mir?“ Düval drängte sich zwischen die andern. Dicht unter dem Katheder stand ein rotgepolsterter Armsessel. Ein seltsamer Anblick, ein Polsterstuhl in einem Schulzimmer.

„Ei was,“ entfuhr es Düval, „das ist ja ein Fauteuil aus der Stube des Rex?“

Schallendes Gelächter antwortete ihm. „Habe ich's nicht gesagt?“ jauchzte der Dicke und begann einen Indianertanz. „Monsieur Pierre Düval muß es ja wissen, comment s'appelle! Und Monsieur Düval sagt à la française ‚das sein wahrlik eine Fauteuil aus die Stube des Rex‘.“

Peter Düval war kreideweiß geworden und sprang gegen den Spötter vor. Der hüpfte ebenso behend auf die nächste Bank und rettete sich über alle Bänke in den hintersten Winkel. Peter sprang zurück in den Gang zwischen den beiden Bankreihen und begann unter dem Gelächter der anderen die Verfolgung.

Schon hatte er den Dicken am Kragen, da rief unter der geöffneten Türe ein kräftige Stimme: „Halt —!“

Peter ließ die Hand sinken, die er zum Schlag erhoben hatte.

Ein großer Knabe trat vollends herein.

„Aha —! Düval und die Kröte. Da weiß ich schon alles. Wer hat den Burgfrieden gebrochen?"

„Ich nicht!" keuchte Peter. „Aber ich lasse mich nicht wegen meines Namens verhöhnen. Lieber steige ich in den Karzer."

„Also hat die Kröte den Burgfrieden gebrochen", entschied der Primus der Klasse.

Die Stube hatte sich gefüllt. Die Schüler standen und horchten mit lachendem Munde.

„Düval hat ein französisches Wort gebraucht, und das ist gegen unser Kriegsgesetz", verteidigte sich der Sünder und schützte mit vorgestrecktem Arme sein schuldbeladenes Haupt. „Und dann — es ist halt so komisch, wenn er sich über seinen Namen ärgert."

„Ich ärgere mich nicht über meinen guten Namen, sondern über den dummen Kerl, der mich wegen meines Namens verhöhnt!" rief Düval.

Der Primus endschied kraft seines Amtes: „Also zahlt Düval seine fünf Pfennige in die Rotkreuzbüchse, und die Kröte ist auf drei Tage vom Spielen in der Freiviertelstunde ausgeschlossen, weil sie den Burgfrieden gebrochen hat. Und ein für allemal: Düval wird wegen seines Namens nicht mehr verspottet. Oder ist er etwa kein so guter Deutscher wie wir — he?"

„So hab' ich's ja gar nicht gemeint", verteidigte sich der Kleine.

„Also versöhnt euch!"

Beifälliges Gemurmel antwortete ihm von allen Seiten.

Lachend und verlegen hielt die freche Kröte dem zornigen Düval die rechte Hand entgegen. „Ich hab's ja gar nicht bös gemeint."

„Na, Düval?" mahnte der Primus und begann von einem Päckchen, das er in der Hand hielt, die raschelnde Papierhülle zu lösen.

„Gut, ich will mich nicht auch gegen den Burgfrieden verfehlen", murrte Düval. „Aber das sage ich dir: heute ist es zum letzten Male gewesen." Und ganz laut setzte er hinzu: „Wollen überhaupt sehen, wer der erste ist, der aus unserer Klasse gegen die Franzosen geht!"

Der Primus hatte das Seidenpapier entfernt und hielt nun einen kleinen Lorbeerkranz mit schwarz-weiß-roter Schleife in der Hand.

Neugierig drängten sich die Schüler herzu. Aber der Primus sagte: „Ich möchte euch raten, geht jetzt an eure Plätze, denn heut kommt der Rex."

„Da ist er schon —!" raunte einer. Und sie liefen auseinander. In der Türe stand ein kleiner, hagerer, weißhaariger Herr.

Donnerwetter — der Rex! Und wie fein hat sich der gemacht. Seinen schwarzen Sonntagsrock hat er an. Ja, was ist denn heut los?

Stille war's in der Schulstube. Der Staub tanzte in der Morgensonne, und die Spatzen auf den Linden des Schulhofes lärmten wie gewöhnlich — die frechen Spatzen, die nicht einmal vor dem Rektor eines Gymnasiums Respekt haben.

Der rote Samtsessel unter dem Katheder, der Lobeerkranz in der Hand des Primus — ei, zum Kuckuck, was war denn nur los?

Der Rektor stand noch immer in der Türe und lauschte zurück in den Korridor.

Da klangen auf den Steinplatten die festen, wohlbekannten Schritte des Klassenlehrers. Neben diesen aber machte es tapp — tapp — tapp. Es war ein genagelter Schuh — nur einer!

Der Rektor war in den Korridor zurückgetreten.

„Was ist denn heut los?" wisperten sie neben dem Primus.

Der gab keine Antwort.

Tapp — tapp — tapp. Nun erschien in der Türe die schmächtige Gestalt eines feldgrauen Soldaten.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Der Feldgraue stand, in gelblackierten Krücken hängend, auf einem Beine. Unter dem Stumpfe des andern war die graue Plüschhose zusammengenäht. Seine verwitterte Mütze hatte sich weit zurückgeschoben und ließ die wulstige, rote Narbe frei, die schräg über seine Stirne lief. Auf seiner Brust aber glänzte eine große, goldene Medaille.

Ein Raunen ging durch die Klasse: ‚Der Schmidt — der Schmidt!'

„Jawohl, der Gefreite Schmidt", sagte der Rektor, kam mit dem Klassenlehrer vollends herein und reichte dem Invaliden die Hand. „Gottwillkommen, lieber Schmidt."

„Über das bleiche Gesicht des Feldgrauen zog eine tiefe Röte.

Er hing sich fest in die Krücken und drückte schüchtern die dargebotene Hand.

Sorgsam geleitete ihn der Rektor unter den Katheder, half ihm beim Niedersitzen und nahm ihm die Krücken ab. Dann bestieg er den Katheder.



Atemlos lauschte die Klasse.

„Mit wehmütiger Freude begrüße ich Sie bei Ihrer Heimkehr, die Sie mir vor drei Tagen angekündigt haben. Als der älteste unter Ihren Kameraden sind Sie beim Ausbruche des Krieges ohne Besinnen freiwillig zu den Fahnen geeilt. Sechs Wochen währte Ihre Ausbildung. Dann kamen Sie an die Front. Ein Jüngling, frisch und kräftig, sind Sie ausgezogen in den heiligen Krieg — zerschossen und zerhauen kehren Sie heute zurück, einer von den Zahllosen, denen wir Dank schulden, solange wir atmen. Seine Majestät der König" —

der Rektor hielt einen Augenblick inne — „hat Ihnen die seltene Auszeichnung der Goldenen Tapferkeitsmedaille verliehen. Wofür? Das ist seinerzeit durch die Blätter gegangen. Noch lange nicht völlig genesen, wünschen Sie doch Ihre Wiederaufnahme in die Schule und haben sich deshalb in das Rotkreuz-Lazarett dieser Stadt versetzen lassen. Ich danke Ihnen, daß Sie auf meinen besonderen Wunsch Ihr goldenes Ehrenzeichen angelegt haben. Mit offenen Armen empfangen wir Sie. Ihre Kameraden werden stolz sein, wenn nun ein Feldgrauer unter ihnen sitzt. Und wir Lehrer sind stolz, daß einer von unsern wackersten Schülern gleichsam über Nacht zum Manne geworden ist und der Schule Ehre gemacht hat. Schonen Sie Ihre Kräfte. Unterbrechen Sie die Arbeit, sowie Sie sich schwach fühlen. Im übrigen: Sie sind von der Schulbank in die Kaserne, von der Kaserne ins Feld, vom Feld in den Schützengraben gekommen. Überall haben Sie gesehen, daß die wahre Freiheit besteht in der Unterordnung, und daß die Kraft eine Tochter der Zucht ist. In diesem Bewußtsein werden Sie auch den Zwang wieder tragen, den Ihnen die Schule auferlegt, auch hierin ein leuchtendes Vorbild für Ihre Kameraden. — Und nun —"

Der kleine Mann stieg vom Katheder, und der Primus gab ihm den Kranz.

„Und nun spreche ich nicht mehr als der Rektor dieser Schule, sondern als der Veteran von 1870 und sonach als Ihr Kamerad. Nehmen Sie den Lorbeerkranz, den Sie so treulich verdient haben."

Er legte ihm den kleinen Kranz auf die Knie. Dann hob er die Rechte und rief: „Ihr Schüler — euer tapferer feldgrauer Kamerad — — er lebe hoch!"

Donnernd fiel die Klasse ein, und dreimal ertönte der Hochruf, daß die Scheiben klirrten und ein Stückchen Kalkverputz von der Decke herabfiel.

*

Der Rektor war gegangen, und der Klassenlehrer, ein großer, grauhaariger Mann, stand auf dem Katheder. Seine Augen leuchteten, seine tiefe Stimme bebte. Hochaufgerichtet stand er. Atemlos lauschte die Klasse.

„Wir sind in der letzten Stunde mit der Besprechung der punischen

Kriege zu Ende gekommen. Wir haben den Ringkampf der stärksten Landmacht mit der gewaltigsten Seemacht des Altertums betrachtet. Wir haben gesehen, es ging um die Freiheit des Meeres. Wir haben das vermessene Wort der Karthager gehört, ohne ihre Erlaubnis dürfe sich kein Römer die Hände in der Salzflut waschen. Und wir haben das bittere Ende erlebt. Wir haben auf beiden Seiten Kriegskunst und Tapferkeit bewundert und mit atemloser Spannung erkannt, daß nicht nur dem Tapfern, sondern viel mehr noch dem Zähen die Zukunft gehört.

Wir haben Namen von Feldherren in uns aufgenommen und sind über die Schlachtfelder zweier Erdteile geschritten. Drei Geschlechter sind vor unsern Augen ins Grab gesunken, einhundertachtzehn Jahre hat der grimmige Kampf um das Weltmeer des Altertums gedauert.

Wir haben viel gelernt aus seiner Betrachtung. Aber wir hätten nichts gelernt, wenn unsere Gedanken kleben wollten an Namen, Schlachtfeldern und Jahrzahlen einer längst versunkenen Epoche. Denn die Geschichte muß zur Lehrmeisterin werden und wird es auch — für den, der Ohren hat, ihre Stimme zu hören.

Die Sturmfluten der Weltgeschichte kommen nicht über Nacht — sie sind vorbereitet, von langer Zeit her. Verwundert und erschrocken steht die Menge, wenn das Unerwartete über sie hereinbricht. Wer Ohren hatte, dem war schon längst ein fernes Brausen und Sausen nicht verborgen geblieben.

Ein Tor wäre, der da glaubte: Kriege, wie die punischen, Entwicklungen wie die Völkerwanderung, Lebenskämpfe wie der Dreißigjährige Krieg, Zusammenbrüche wie die Französische Revolution — Schrecken wie der Weltkrieg, der Anno 1914 begonnen hat und enden wird Anno unbekannt — — — alle Ereignisse der Art würden von Menschenhand heraufgeführt und gesteuert und durch Menschenwillen dem Ende entgegengebracht.

Wohl wendet sich der Zorn der Völker mit Recht gegen die Männer, die den Krieg entzündet haben. Wohl wird die Schuld derer nicht geringer, die Frieden halten könnten und Frieden brechen im Augenblicke der Entscheidung. Es muß ja Krieg kommen. Aber wehe dem Menschen, durch welchen der Krieg kommt!

Und doch liegen letzten Endes unsere Schicksale nie und nimmermehr in den befleckten Händen der Menschen. Das wäre zum Verzweifeln. Vieles Gewaltige lebt, nichts ist gewaltiger als der Mensch. Ganz richtig, dieses alte Dichterwort. Aber die Grenzen menschlicher Macht und Herrlichkeit liegen diesseits im Irdischen — überirdische Gewalt ist keinem Sterblichen verliehen. Am Webstuhle der Zeit wirkt noch immer die Gottheit, die alles hineinwebt, Gutes und Böses, Kleines und Großes, in den wundersamen Teppich der Geschichte.

Gleich Römern und Karthagern kämpfen heute Deutschland und England, die stärkste Landmacht und die stärkste Seemacht der Erde, um die Freiheit des Weltmeeres. Denn auch uns wollte man im frevlen Übermute verbieten, unsere Kiele einzutauchen in die Salzflut. So ist es zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen, zu einem Ringen, von dem die Dichter lange noch sagen werden, wenn unserer Enkel Gebeine dereinst zu Staub und Asche vermodert sind.

Neun Monate schon wütet der entsetzliche Krieg, aus zahllosen Wunden bluten Deutschland und Österreich, die treuen Verbündeten — zwei Wanderern ähnlich, die von sieben Männern angefallen, sich ihrer erwehren Rücken an Rücken.

Felsenfest stehen die Hartbedrängten. Mit Stahl und Feuer kämpfen sie gegen ihre Feinde. Und wie die Meereswogen donnernd auf die Felseninsel schlagen, und dennoch immer und immer wieder abprallen müssen in ohnmächtigem Grimme, so rollt auch, gebrochen am deutschen Willen, Flut auf Flut die Macht der Feinde zurück.

Wie lange dieser Krieg noch dauern wird?

Wer ihn gewinnen wird?

Ich will euch ein Märlein erzählen:

Es war einmal ein großes Königreich. Von schneebedeckten Bergen dehnte es sich gewaltig bis hinunter ans Meer. Seine Fluren wogten goldig im Lichte der Sonne. Seine Wälder dufteten von Harz. An seinen Hängen reifte der Wein. Seine glitzernden Ströme trugen auf ihrem Rücken, was das Herz des Menschen begehrt.

Es war ein sattes, glattes Leben in diesem reichen Lande. Ein goldenes Zeitalter schien heraufgekommen. Und der uralte Erdgeist bot Erdenglück auf Erdenglück in silbernen Schalen.

Heiße Arbeit gab den Menschen die Mittel, sich Erdenlust zu kaufen. Von der Arbeit zur Lust, vom Genusse zur Arbeit — das war die Losung bei Tag und bei Nacht.

Immer reicher gestaltete sich das Leben. Die Wissenschaft schürfte in allen Tiefen, und lächelnd gab ihr der Erdgeist ein Stück nach dem andern preis von seinen verborgensten Geheimnissen. Das Alte versank. Neues wuchs in unendlich neuen Formen empor. Schon zeigte sich dem entzückten Auge ein Zeitalter stolzer Erfüllung. Ja, sogar dem leidigen Tode zwangen sie stückweise und schrittweise ein Jährlein nach dem andern ab von der hergebrachten Lebensdauer des erdgeborenen Menschen.

Es war ein sattes, ein glattes, ein stolzes Leben. Es war eine Lust zu atmen, zu schaffen und — zu genießen.

Über alle Grenzen hinaus streckten sich die friedlichen Hände der Freunde des schönen Genusses. Aus allen Ländern streckten sich ihnen die Hände der Friedensfreunde entgegen. Weiche, gepflegte Hände.

Lächelnd sah der Erdgeist dem harmlosen Treiben der Menschen zu — der uralte Erdgeist mit dem tiefgerunzelten Antlitz, in das die Jahrzehntausende der Menschheitsgeschichte ihre Male geschlagen haben. Und er, der keine Lust am Frieden hat, sondern lebt von Kampf und Not und Todesgeschrei, zog nächtlicherweile tiefe Furchen um das glückliche Land und streute nächtlicherweile die Saat, die ihm lieb war. Und aus den dampfenden Furchen wuchsen und stiegen die Heerscharen des Hasses, des Neides, der Gier.

Sommer war's in dem glücklichen Lande. Sichelreif dehnten sich die Felder von den Bergen bis hinunter ans Meer. Sorglos wetzten die Menschen ihre Sicheln zur Ernte. Sorglos schafften die Menschen in den Werkstätten und Schreibstuben. Sorglos atmeten die Menschen und — genossen das Leben.

Da war das Werk des Erdgeistes vollendet, das Werk, das er immer und immer wieder betreibt seit Jahrzehntausenden.

Es kam ein sonnenheller Nachmittag. Und die klare, stille Luft wurde zerrissen von der Posaune des Krieges.

Entsetzt blickten die Leute empor. Es konnte nicht wahr sein. Es war ihnen unglaublich!

Aber es war bitterer Ernst.

Von allen Seiten schoben die Feinde ihre Heersäulen heran, das Land zu überfluten, das Volk zu zerstampfen.

Des Landes König war ein frommer Mann, der sich am liebsten einen Fürsten des Friedens nannte. Damit der Friede nicht gestört werde, hatte er ein großes Heer unterhalten; für die Werke des Friedens hatte er die Jungmannschaft des Landes im Handwerk des Krieges geübt. Er wollte nichts anderes als stark sein zum Frieden. Und das wußte die Welt.

An den Grenzen des Landes lagen seine Heere. Es war alles zur Abwehr bereit.

Da stieg der König um Mitternacht auf den Turm seines Schlosses, faltete die Hände und blickte empor zu den ragenden Höhen, wo die Gottheit wohnt über dem Treiben der Menschen.

Und er betete.

Da geschah eine Stimme von den ragenden Höhen und sprach: ‚Drei Bitten darfst du in dieser Prüfungszeit tun. Und wenn du recht bittest, wird dir und deinem Volke geholfen.‘

Der König sann eine Weile nach. Dann betete er mit erhobenen Händen: ‚Gib uns die K r a f t !‘

Um dieselbige Stunde kamen Abgesandte der Feinde zum Erdgeist hinab. Der empfing sie mit freundlichem Lächeln.

Und sie baten auch ihn: ‚Gib uns die K r a f t !‘

Freundlich nickte der Erdgeist, und sie eilten befriedigt von dannen.

Der Krieg entbrannte, und Kraft stritt wider Kraft.

Hin und her wogte der Kampf. Eine greuliche Übermacht brach sich an unüberwindlichen Mauern aus Menschenleibern. Aber immer neue Scharen stürmten gegen das eingeschlossene Land. Fern war der Sieg.

Da ging der König zum zweiten Male auf den Turm und schrie zu den Höhen der Gottheit empor: ‚Es geht ums Ganze — hilf uns!‘

Die Stimme erhob sich und fragte: ‚Was ist dein Begehr?‘

Da beugte der König das Knie und flehte: ‚Erhalt uns die T r e u e!‘

‚Es sei dir gewährt‘, antwortete die Stimme von oben.

Zur selbigen Stunde kamen auch die Abgesandten der feindlichen Mächte zum Erdgeist und baten ihn: ‚Wehre der Z w i e t r a c h t!‘

Freundlich nickte der Erdgeist, und sie eilten von dannen.

Kraft kämpfte ungebrochen gegen die Kraft, und Hunderttausende sanken in den Staub.

Die Not stieg in dem belagerten Lande, und der Mangel hob drohend sein Haupt. Aus gepreßten Herzen zitterte der Ruf gen Himmel — hilf uns, wir versinken!

Und zum dritten Male kam der König, zu beten auf der Zinne des Turmes um Mitternacht, zu beten für sein gepeinigtes Volk.

Lange mußte er rufen zu den himmlischen Höhen. Endlich vernahm er die Stimme: ‚Was willst du?‘

‚Herr, gewähre mir die dritte Bitte nach deiner Verheißung.‘

‚So bitte zum letzten Male. Doch bedenke wohl, daß du recht bittest.‘

Der König lag auf den Knien, und seine Stirne berührte den Boden. Schwer ging sein Atem. Endlich rang es sich von seinen Lippen: ‚Gib uns Geduld!‘

Und siehe, da stieg eine Lichtgestalt von den Höhen herab auf die Erde, und in göttlicher Klarheit leuchtete ihr Antlitz. Sie schritt lautlos durch Städte und Dörfer, ging durch die Werkstätten, kam in die Lazarette und schritt die engen Schützengräben entlang. Blieb und wich nimmer von dem bedrängten Volke des Königs, nimmer bei Tag und bei Nacht.

Es war die Geduld!

Um dieselbe Zeit schickten auch die Feinde zum Erdgeist hinab und ließen ihm trotzig wissen: ‚Du hast es geraten, du hast es gemacht, nun gib uns den Sieg!‘

Da grinste der Teufel voll Hohn und sprach: ‚Den kann euch niemand geben. Den müßt ihr euch holen — —.‘

Ich bin am Ende“, sagte der Lehrer und griff nach seinem Hute. „Das Märlein ist ja noch nicht aus. Ein andermal mehr. Aber vielleicht könnte mir nun einer von euch sagen, wie die Überschrift lautet?“

Da erhob sich der Primus der Klasse zu seiner ganzen Länge und sprach:

„Deutschland durch Not und Tod zum Sieg!“

*

Es war spät am Abend. Das friedvolle Spiel des Harmoniums,

mit dem Düval, der Vater, jeden Abend beschloß, war längst verklungen. Verklungen waren auch die Stimmen der kleinen Hausgemeinde mit der letzten Strophe des Abendliedes von Matthias Claudius, die Pfarrer Düval schon im August 1914 ein wenig abgeändert und dem Kriege angepaßt hatte:

So legt euch denn, ihr Brüder,
in Gottes Namen nieder.
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
und laß uns ruhig schlafen
und uns're wunden Krieger auch.

Der Pfarrer saß mit Peter am Schreibtisch und las in einem vergilbten Schriftstück. Eine Wandlampe erhellte das Gemach und warf ihr stilles Licht auch auf das große Bild des gefallenen Sohnes, dessen feines Antlitz friedlich aus dem florumwundenen Immortellenkranze auf die beiden herabblickte.

Die Türe öffnete sich, und die schwarzgekleidete Mutter kam mit einem brennenden Lichte herein.

„Aber Peter! — Barbara hat mir gesagt, daß du dein Bett nun schon seit drei Tagen nicht mehr benutzt hast. Was soll denn das bedeuten?"

„Sie wird es noch öfter so finden", sagte der Jüngling ein wenig verlegen. „Ich habe mir nämlich vorgenommen, vierzehn Tage auf meinem Mantel zu schlafen."

„Auf dem harten Fußboden?" rief die Mutter entsetzt.

„Gewiß, und ich denke, es geht mir dabei auch immer noch viel besser, als es unserm Otto draußen im Felde ergangen ist."

„Hörst du, Vater?" rief sie.

„Ich höre es."

„Und verbietest es nicht?"

„Nein. Im Gegenteil. Es ist recht, daß er sich abhärtet."

Kopfschüttelnd ging die Pfarrfrau hinaus.

„Die gute Mutter!" sagte Düval, suchte die Hand des Vaters und drückte sie.

„Übertreib's nicht!" mahnte Vater Düval nebenher und reichte ihm das vergilbte Blatt hin. „Sieh, das ist alles, was ich weiß."

Peter las laut die Worte, die eine feste Männerhand vor etwa hundert Jahren in französischer Sprache aufgeschrieben hatte:

‚Mein Vater und mein Großvater sind schweigsame Männer gewesen. Ich bin überzeugt, daß ihnen noch viel über unsere Herkunft bekannt war. Aber sie haben sich niemals herbeigelassen, von den alten Geschichten mit mir zu sprechen. Auch habe ich nach dem Ableben meines Vaters nicht die Zeile einer Aufzeichnung, keine Urkunde, keinen Brief vorgefunden. Daß unsere Familie unter König Ludwig dem Vierzehnten nach Aufhebung des Ediktes von Nantes aus Frankreich vertrieben worden ist, glaube ich nicht bezweifeln zu dürfen. Daß sie Leute von Stand waren, beweist mir der alte, schwere Goldring mit dem Wappenbilde, der sich nach einer gelegentlichen Mitteilung meines seligen Vaters stets in unserer Familie vererbt hat. Vielleicht wäre es ganz interessant, unsere Herkunft ein wenig zu erforschen. Aber ich habe dazu weder die Zeit noch das Geld. Und was hülfe es mir, wenn ich fände, daß die Vorfahren des Handschuhmachers Jean Düval einst in einem Schlosse gewohnt haben und zu Hofe gefahren sind? So lasse ich denn die Sache auf sich beruhen und freue mich, daß wir in der neuen — ach so heiß geliebten — Heimat ungestört dem Glauben leben dürfen, um deswillen die Vorväter dem Vaterlande so tapfer den Rücken gekehrt haben. Aber wissen möchte ich zuweilen doch manches.'

„Ich auch!" rief Peter und legte das Blatt auf den Schreibtisch. Dann lehnte er sich zurück und sah träumerisch vor sich hin.

„Bitte, Vater, zeige mir doch den alten Siegelring!"

Vater Düval kramte in der Schublade und reichte ihm das Kleinod. „Drei Sterne im Schilde, ganz deutlich zu sehen."

„Goldene Sterne im blauen Schilde — nicht, Vater?" sagte der Sohn und sah den Ring mit leuchtenden Augen an.

„Wir kennen die Farben nicht", antwortete der Vater. „Sterne sind ja immer golden, aber der Schild könnte auch schwarz sein."

„Schwarz wie der nächtliche Himmel, mein Vater!"

„Drei goldene Sterne in Erdennacht." Der Pfarrer hatte die Hände auf den Knien gefaltet. „Ein schönes Sinnbild, dieses Wappen.

Glaube — Liebe — Hoffnung — — so könnte man die Sterne deuten. Wie meinst du, mein Sohn?"

„Ich möchte ums Leben gern die alte Heimat sehen!" rief Peter und blickte sinnend zur Decke empor. „Das wäre doch herrlich."

„Die alte Heimat hat uns ausgestoßen, mein Kind."

„Und sind wir in die neue Heimat so eingewurzelt, daß wir uns der alten Heimat gar nicht mehr erinnern sollten?" fragte Peter, und sein Gesicht bekam einen schwermütigen Ausdruck. „Und sprechen wir nicht heute noch die andere Sprache, als wäre sie uns angeboren?"

„Trotzdem!" rief der Pfarrer. „Mit allen Fasern sind wir eingewachsen im deutschen Land. Hätte ich es noch nicht gewußt, in diesem Krieg wäre mir's klar geworden: Alles, was wir sind und haben, verdanken wir Deutschland. Alles, was wir wünschen und hoffen auf dieser Erde, ist beschlossen im Namen Deutschland. Für Deutschland leben wir, für Deutschland kämpfen wir, und für Deutschland —"

„— sterben wir, wenn es sein muß", vollendete Peter Düval, faltete die Hände und blickte hinüber zum Bilde des Bruders. „Das ist auch mein Gedanke bei Tag und bei Nacht, und du weißt, wie ich brenne, für mein Vaterland zu kämpfen."

„Nun also —?"

„Aber so gut ich den französischen Namen trage und gerade jetzt zuweilen nicht leicht daran trage, ebenso gut wird auch in der Tiefe meines Wesens etwas ruhen — ich weiß es nicht, ob ich mich richtig ausdrücken kann — —"

„Nur zu!" ermunterte ihn der Vater.

„Ich könnte mir denken, daß Vertriebene doch bewußt oder unbewußt eine Art von Heimweh mit sich herumtragen. Ich fühle so und glaube mich nicht zu täuschen."

„Es ist das Heimweh, das uns alle zuweilen befällt", sagte der Vater mit stillem Lächeln. „Aber ich vermute doch, es ist nicht Frankreich und ist überhaupt kein irdisches Land, wonach wir uns in unsern besten Stunden sehnen —?"

Peter schwieg lange. Endlich sagte er, aus tiefen Gedanken erwachend: „Ich werde es doch noch sehen, das Land meiner Väter." Und er blickte mit seltsam leuchtenden Augen wie in weite, weite Ferne.

Der Vater sah ihn heimlich von der Seite an und sah den Glanz seiner Augen und den Schimmer, der über das Antlitz seines Knaben ausgegossen war. Und er erschrak.

— —

Es ist eine seltsame Zeit, diese Zeit des gewaltigen Krieges. Die Menschen hören schärfer, viele sehen weiter als sonst, und auf manche senkt sich die Fähigkeit der Ahnung zukünftiger Dinge.

Auch Vater Düval war es einen Augenblick zumute, als bewege sich der Schleier der Zukunft und öffne sich. Da lief ein Frösteln über die Glieder des geprüften Mannes.

War es eine böse oder eine gute Wirkung des Krieges, daß Vater Düval hellsehend geworden und daß ihm fortan das jugendfrische Antlitz des zweiten Sohnes gezeichnet schien mit einem nur ihm sichtbaren Zeichen?

— —

„Gute Nacht, Vater."

„Gute Nacht, mein liebes Kind."

Er hielt die Hand des Jünglings fest und sah ihm liebevoll in die klaren Augen. Und plötzlich zog er ihn an sich und flüsterte über seinem Haupte: „Alle Sterne, aber auch alle, dürfen erbleichen und dürfen versinken in Nacht und Tod. Nur diese drei müssen uns bleiben."

Peter Düval barg das Haupt an der Brust seines besten Freundes und flüsterte: „Glaube, Liebe, Hoffnung — diese drei. Ich weiß es, mein Vater."

Hannes — wohin die Fahrt?

Monatelang war Hannes mit seinem Regiment an der Ostfront, den Russen gegenüber gestanden. Plötzlich, am dunkeln Abende des 9. September 1915, wurden sie eingeladen und rollten über Warschau nach Deutschland zurück. —

Kein Mensch im Zuge, nicht einmal die Herren Offiziere, wußte das Ziel.

Aus Deutschland fuhren sie nach Mähren, in der Richtung nach Wien. Aber noch konnte niemand sagen, ob es nun wirklich nach Osten gehe oder zuletzt doch an die Westfront, gegen Franzosen und Engländer.

Da — kurz vor Wien ging's rechts ab gegen Preßburg.

Wie ein Lauffeuer zuckte es durch den langen Zug, und aus allen Wagen erschollen brausende Hurrarufe und übertönten das Rädergerassel: Es geht nach Südosten!

Aber gegen wen denn? Vielleicht gar schon gegen das verdächtige Rumänien? Wer weiß? — Oder — —! Ja, wer hatte auf einem Halteplatze mit Kreide groß und leuchtend an einen der vielen Wagen geschrieben:

Alle Menschen müssen sterben,
und zunächst die wilden Serben —?

Einerlei, wer es gewesen war. Jetzt wußten sie's alle im Zuge: Wir fahren gegen die Serben! —

Der Schuß eines Serbenbuben hatte den Frieden Europas auf unabsehbare Zeit zerrissen. Ein serbischer Gymnasiast hatte, unterrichtet von serbischen Offizieren, den Thronfolger Österreichs und seine Gemahlin, die glücklichen Eltern unschuldiger Kinder, in dem bosnischen Städtchen Sarajevo meuchlings niedergeknallt. Von Serbien aus war der Funke in das Pulverfaß gesprungen, dessen Entzündung ganz Europa in Flammen gesetzt hatte.

Und gerade Serbien hatte bis zum Herbste 1915 noch am allerwenigsten vom Kriege zu leiden gehabt.

Ahnungslos waren die Feinde Deutschlands und Österreichs. Engländer und Franzosen stürmten mit immer frischen Truppen gegen die Front im Westen. Von der rumänischen Grenze bis hinauf nach Riga knatterten die russischen Gewehre, donnerten die russischen Kanonen. Und von Süden her schob der treulose Italiener seine Heeresmacht gegen die Marksteine Österreichs heran. Es war ein fast atemloses Kämpfen an allen Fronten. Nichts fürchteten die Feinde Deutschlands weniger als ein Strafgericht gegen die Serben.

Aber gerade jetzt sollte der Blitz herabfahren auf König Peters Haupt — gerade jetzt, wo es niemand mehr dachte.

Es sollte auch hier wieder einmal wahr werden, wie oft schon: Gottes Mühlen mahlen langsam, aber mahlen alles fein. — —

*

Ei, was werden doch die Leute in diesem Kriege durcheinandergeworfen! Bauernbuben, die im Leben nichts gesehen haben als das Heimatdorf und die Garnisonstadt — die sprechen von den Vogesen und von den Karpathen, von Ostende und von Warschau, von der Insel Rügen und vom Isonzotale wie von Vaters Krautfeld und vom Anger des Heimatdorfes. Und Fabrikarbeiter, die vordem nichts gekannt haben als die Straßen ihrer Stadt, und nie weiter gekommen sind, als der Rauch der Schlote sichtbar blieb — die schicken Feldkarten nach Hause, auf denen fremdartige Städte und Dörfer mit unaussprechlichen Namen gemalt sind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei Theben fuhr der lange Zug donnernd über die March, und von fernher blitzte der Spiegel eines Stromes.

„Die Donau", erklärte ein Studierter im Wagen.

Der Zug keuchte durch die ungarische Ebene. Kleine Buben liefen neben dem Bahndamm und bettelten um ein ‚Zigarättl'. Mädels winkten mit weißen Tüchern und riefen in fremdartigem Deutsch: ‚Auf Wiedersehen!'

Tag und Nacht ging's also dahin durch Ungarland.

Im Morgensonnenschein tauchte eine große Stadt auf, und eine hohe Kirche mit zwei Türmen grüßte durch den zarten Schleier des Morgennebels herüber.

Der Zug hielt. Czegled, stand am Stationsgebäude angeschrieben. Hier wurde ein Frühstück gereicht.

Weiter ging's.

Unabsehbar dehnte sich in einer wundersam klaren Luft die Fläche des Landes bis dorthin, wo Himmel und Erde zusammenstießen. Nur hier und da stand einmal ein Baum, höchstens eine Gruppe von Bäumen; dann und wann lief eine Baumreihe einen Acker entlang. Zwischen den Äckern und Wiesen lagen blendendweiße, niedere, langgestreckte, mit Stroh gedeckte Gehöfte. Da und dort ragte auf freiem Felde ein Ziehbrunnen, abenteuerlich anzusehen, ein gegabelter Baum,

schräg darüber ein langer Ast, wie eine riesige Angelrute. Nur selten schob sich eine metallisch glänzende Sumpffläche, eingebettet zwischen Röhricht und Weidengebüsch, am pustenden, schnaubenden Zuge vorüber.

Korn und Weizen waren schon längst geschnitten, und die warme Sommerluft strich über die Stoppeln. Aber die gewaltigen Maisfelder standen noch in leuchtend hellem Grün.

Was war denn das? Diese großen Flächen mit den seltsam buschigen Pflanzen?

Ein Gärtner saß neben Hannes, und der Gärtner wußte es: Paprikafelder!

Paprika! Der brannte dann auch in dem köstlichen Gulasch, das sie in Czegled bekamen.

Aber unaufhaltsam ging es weiter und weiter.

Gegen Abend hielt der Zug. Kopf an Kopf drängte sich in den offenen Fenstern. Ein ungarischer Name war angeschrieben. Keiner konnte ihn aussprechen. Aber da — den Bahnsteig entlang war eine große Kinderschar aufgestellt. Buben und Mädels, alle festlich gekleidet, mit flatternden Fähnlein in den Händen. Jetzt begannen sie zu singen. Ja, was war es denn, was sie sangen? Herrgott — es war ja die Wacht am Rhein!

Mit offenen Mäulern gafften die Feldgrauen an den Fenstern.

Jetzt war das Lied zu Ende. Der Jubel brach los, hüben und drüben. Fähnlein flatterten, Tüchlein winkten. Hoch — hoch! Hurra! Hurra! Frauen und Mädchen drängten sich durch die Kinder. In großen Körben trugen sie Speck und Obst und reichten ihre Gaben zu den Fenstern empor.

„Wie heißt denn die Stadt?"

„Johannisdorf", klang es auf gut deutsch empor.

„Aber wir sind doch in Ungarn?"

„Jawohl, in Ungarn. Aber wir sind auch Deutsche wie ihr."

Jetzt drängten sich die Kinder an den Zug. Jedes trug Blumen. Hunderte und Hunderte von Händen streckten sich empor mit den bunten, duftenden Gaben, Hunderte von braunen, harten Kriegerhänden griffen danach. Im Augenblick waren die feldgrauen Waffenröcke mit Rosen und Nelken und Goldlack besteckt.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Maschinen fauchten und spieen Dampf und Rauch. Die Kinder jubelten, die Fähnlein wehten, eine Zigeunermusik fiel mit Schalle darein. Die Feldgrauen riefen ein brausendes Hurra nach dem andern auf die deutschen Ungarn zurück. Und weiter ging's, weiter durch die wundersam klare Luft der Nacht entgegen.

Ohne Aufenthalt keuchte der Soldatenzug durch das schlafende Land. Aber nicht nur das Land da draußen schlief unter dem Sternenhimmel.



Auch die Mannschaft war stille geworden. Die Leute schliefen, wo sie saßen und lagen, und die kühle Nachtluft strich über ihre braunen Gesichter. Der hatte den Kopf an die Schulter des Nachbarn gelegt, jener hatte sich nach vorne geneigt und schlief mit zusammengepreßtem Leib, und dieser schnarchte mit weit geöffnetem Munde nach rückwärts gelehnt. Zwischen allen Bänken lagen sie auf dem harten, schmutzigen Boden. Der Tornister war das Kopfkissen, die Beine des Kameraden kreuzten sich als Dach über den Höhlen.

Endlich hielt der Zug mit einem bösen Ruck. Gepäckstücke fielen herab. Schlaftrunken fuhren die Leute in die Höhe. Zornig schrien, die am Boden lagen, und arbeiteten sich zwischen den Beinen der Kameraden empor. Alle aber wußten: das Bataillon war am Ziel.

Kommandorufe ertönten. Jeder griff nach seinen Siebensachen.

Einer hinter dem andern stolperten sie aus dem Wagen auf die Rampe hinaus.

Noch hüllte Dunkelheit die enge Welt ein. Aber schon dämmerte im Osten ein fahler Streifen, und der Himmelsrand löste sich von der Erde. Noch standen im Westen und hoch im Zenit die Sterne, aber matter und matter wurde ihr Licht. Fast unmerklich erlosch eines nach dem andern in den Tiefen des Himmels.

Wie Schattenrisse hoben sich aus der Dämmerung empor — da und dort ein Baum, ein Ziehbrunnen, ein Schober. Es war, als schälte sich die Finsternis von den Umrissen der Dinge. Die Ebene schien sich zu dehnen, immer weiter schweifte der Blick über das Meer von Maisfeldern.

Linde Morgenluft kam aus Osten. Leises Klirren und Rauschen ging durch die Felder.

Blutrot stand die Morgenröte.

Die Sonne stieg strahlend empor, und ein tiefblauer Himmel wölbte sich über der Erde.

Das Bataillon war marschfertig. Offiziere galoppierten nach vorne. Kommandorufe gellten.

Auf der breiten, schnurgeraden Straße, zwischen dem taufunkelnden Mais hin, marschierten die Kolonnen, und ein frisches Lied klang dem Septembermorgen entgegen.

Aber in währendem Singen hoben sie die Köpfe und reckten die Hälse:

Zur Rechten, hoch über dem wogenden Meere der Felder, schwebte ein gewaltiger Vogel und zog stolze Kreise in majestätischem Fluge. Auf weitgestreckten, regungslosen Fittichen schwamm er in Spiralen abwärts. Immer größer wurde seine Gestalt, immer enger die Bahn seines Fluges. Und plötzlich schoß er weitab irgendwo in die Tiefe.

In der Ferne ragten blauduftige Berge.

Und es lief durch die Reihen der Soldaten die Rede: Dort drüben ist Serbien! —

Nach zwei Stunden blinkte am Ende der schnurgeraden Straße ein weißes Haus. Singend marschierten die Bayern in ein großes Dorf.

Die Leute kamen aus den Häusern. Gaffende Weiber und Kinder

und Greise standen die Straße entlang. Zwischen ihnen auch viele Soldaten in schmucken, fremdartigen Uniformen.

Ungarischer Landsturm!

Einer hatte das Wort aufgeschnappt. Und so lief es die Reihen entlang.

Die marschierenden Deutschen sangen aus voller Brust und trugen die Köpfe hoch. Denn sie kamen aus heißen Kämpfen in ein vom Kriege noch gar nicht berührtes Land.

Aber in währendem Singen verglich Hannes doch verstohlen die Kameraden und sich mit den Ungarn am Wege.

Ach, wie sahen sie aus, diese Deutschen! Zerschlissen ihre Uniformen, starrend von Schmutz und Staub. Kein aufgenähter Fleck wollte mehr halten auf dem zermürbten Zeug. Er selbst, Hannes, trug ja gar keine richtige feldgraue Hose mehr. Die hatte in Rußland ihr Leben gelassen. Was an seinen langen Beinen schlotterte, war eine armselige Drillichhose. Aber dafür besaß er doch wenigstens noch ein grauschwarzes Hemd, das vorzeiten gewiß und wahrhaftig von weißer Farbe gewesen. Trug mancher unter seinen Kameraden längst gar keines mehr — weil er keins mehr besaß. Und das Schuhzeug — daß Gott erbarm! Seine Augen suchten die marschierenden Füße: dem waren die Nähte geplatzt, der lief ohne Absatz; ein anderer hinkte auf durchgetretenen Sohlen. Es war die höchste Zeit, daß die Ergänzung kam!

Aber dennoch — Kopf hoch! Wir haben gekämpft, und diese hier haben in Ruhe liegen müssen auf Grenzwacht. Jetzt werden wir vereint mit ihnen den Feldzug machen — und nach vier Wochen wollen wir sehen, wer zerschlissener aussieht, wir oder sie.

Mit offenen Augen marschierte Hannes. Solch ein seltsames Dorf hatte er noch niemals gesehen. Die Straße war sehr breit, wohl vierzig Meter von einem Gehöfte zum andern, und zog sich schnurgerade zwischen den einstöckigen Häusern hin. In tadelloser Weiße leuchteten diese unter den Bäumen hervor, die in gerader Linie vor jedes Gehöft gepflanzt waren. Alle Seitengassen mündeten senkrecht auf die Hauptstraße.

Halt! —

Monatelang hatten diese Krieger nichts gesehen und nichts bewohnt als Erdlöcher und halbverbrannte Hütten. Und jetzt standen sie auf einmal — es war ja fast nicht zu glauben — vor sauberen, menschenwürdigen Quartieren!

Der Hauptmann ritt die Front entlang. Dann hielt er eine kurze Ansprache und ermahnte die Leute zu tadellosem Verhalten in dem schönen Dorfe des engverbündeten Landes.

Weggetreten!

Alles suchte die Quartiere.

*

Gegen Abend schlenderte Hannes mit etlichen Kameraden vors Dorf hinaus.

Am wolkenlosen Himmel neigte sich die Sonne zum Untergang, und in nie geschauter Klarheit lag das unermeßlich weite Land.

Kein Hauch bewegte die Maisfelder. Auf braungebrannten Wiesen weideten friedlich in starken Herden die großen, langgehörnten Rinder. Hüterbuben lagen auf dem Rücken und blinzelten träumend in den wundersam tiefen, blauen Himmel empor. Nur da und dort ragte eine Pappel, eine Akazie, ein Maulbeerbaum. Am Horizonte drehte eine Windmühle ihre Flügel. Wiesen, Stoppelfelder, Maispflanzungen — so weit das Auge sah. Und zwischendrinnen immer wieder leuchtend weiße Flächen kahlen Sandes.

„Fast wie die Dünen bei uns", meinte ein Soldat, der an der Wasserkante daheim war.

Fern im Südwesten standen blauduftig und geheimnisvoll die Berge. Einer unter ihnen war viel höher als alle.

Die Bayern hielten auf einem Häuflein und blickten still auf diese Berge hinüber.

„Der so scharf abfällt, ist der Avila", sagte ein ungarischer Landsturmmann, der sich zu ihnen gesellt hatte. „Und nicht weit davon liegt Belgrad, das ist die Hauptstadt vom schwarzen Peter."

Die deutschen Soldaten lachten und blickten neugierig zu den Bergen hinüber.

„Dazwischen aber fließt der Donaustrom", sagte der Ungar.

„Seht ihr ihn, wie er glänzt, da rechts vom Dorf im Süden und da und dort? Der ist wohl breit. Und über den müssen wir 'nüber."

„Wir werden's machen", sagte Hannes.

„Ja, aber da stehen die Serben, und die werden's nit leiden", meinte ein anderer.

„Wir werden's machen!" wiederholte Hannes lauter als vorher.

„Geh nur voran,
Du hast die langen Stiefel an!"

sagte wieder ein anderer und lachte lustig auf.

Alle lachten und blickten kampfbegierig zu den serbischen Bergen hinüber.

Hannes rief: „Wir wollen uns eines singen!"

Und er begann ein Soldatenlied. Die andern fielen ein. Keck und hell klang die deutsche Weise über das fremde Land.

Singend gingen die Soldaten weiter.

Als der letzte Vers verklungen war, unterhielten sie sich über das Dorf. Jeder hatte etwas anderes beobachtet. Der eine wunderte sich, daß hierzulande die Hühner nachts auf den Bäumen sitzen müssen, und gab seinem ehrlichen Abscheu über ihre nackten Hälse Ausdruck. Der andere schimpfte über die Paprikaschoten, die man ihm zum Fleisch vorgesetzt hatte. „So was Scharfes hab' ich in meinem Leben noch nicht ins Maul gebracht und hab's auch gleich wieder auf den Boden gespuckt." Ein dritter staunte darüber, daß die Bauern bei dieser Sonnenhitze ihre Lammfellmützen trugen. Und einer aus dem bayerischen Walde konnte gar nicht schwer genug mißbilligen, daß die Leute in Ungarn kaum ein paar Späne Akazienholz zum Anschüren hätten und ihre Suppe mit lumpigen, entkörnten Maiskolben kochen müßten. Aber alle lobten ihre Quartierleute und meinten, man könne sich ganz gut mit ihnen verständigen. Sprachen die Quartierleute selber kein ehrliches Deutsch, dann war sicher im Nachbarhause eine Frau, die ein paar Brocken gelernt hatte.

In einem Bogen waren sie halb um das Dorf gekommen.

„Dort wohnen die Zigeuner", sagte der ungarische Kamerad.

„Die müssen wir sehen", schlug Hannes vor.

Und so gingen sie einträchtig zu den Zigeunern.

Auf einer Bank zwischen den elenden, abgesonderten Hütten hockte ein altes Weib. Über ihr ragte eine uralte Linde. In einem schmutzigen Weiher dahinter badeten braune Kinder.

Die Soldaten machten halt und winkten lachend zu der Greisin hinüber.

„Die muß uns wahrsagen!" rief Hannes. „Wahrsagen!" lachten die andern. „Das können wir brauchen."

Hannes wollte zur Linde gehen.

Da hielt ihn einer am Ärmel zurück.

Hannes wandte sich. „No, was gibt's?"

Es war ein stiller Schwabe mit großen, dunkeln, schwermütigen Augen. Der flüsterte: „Tu's nit!"

„Ach was!" lachte Hannes und machte sich los. „Ich muß es ja nit glauben, was sie mir weiß."

„Tu's nit!" bat der Schwabe zum zweiten Male.

Aber Hannes strebte mit langen Schritten zur Linde. Lachend drängten die andern nach.

„Was hilft's? Die Hex wird doch nit Deutsch können!" sagte einer.

Da hob die Alte den Kopf, und ihre schwarzen, funkelnden Augen suchten den Spötter im Haufen. Dann sagte sie mit scharfer Stimme: „O gut Deitsch. Was wollen?"

„Wahrsagen sollst uns!" rief Hannes ganz keck.

Zum dritten Male zupfte ihn der Schwabe: „Tu's nit!"

„Ach was", sagte Hannes ärgerlich. „Mach vorwärts, Alte!" Und damit streckte er ihr die geöffnete Hand hin.

„Zu viel", sagte die Zigeunerin. „Immer eine Mann."

„Habt ihr's gehört?" lachte Hannes. „Also verzieht euch!"

Lachend und murmelnd stolperten die Kameraden zurück.

Hannes war allein mit der Wahrsagerin.

Die hatte sich erhoben und stand nun gebückt vor dem riesigen Bayern. Mit der Linken stützte sie sich auf ihren Stock, mit der Rechten hielt sie sein Handgelenk umklammert. Tief gebückt, kleinwinzig und doch anzusehen wie das unheimliche Schicksal, starrte sie auf die Linien der geöffneten Hand.

Endlich begann sie in einer Sprache zu murmeln, die Hannes auch

aus nächster Nähe nicht verstand. Deshalb lachte er zuerst geringschätzig auf das Weiblein und ihren Hokuspokus herunter und beobachtete eine fette Laus, die über ihr schmutzig gelbes Kopftuch krabbelte.

Dann aber kamen aus dem zahnlosen Munde plötzlich ein paar deutsche Wörter, die Hannes gar wohl verstand.

„Auf was soll ich aufpassen?" fragte er.

Die Alte schwieg. Sie hielt das Gelenk fest umkrallt mit den kno-



chigen Fingern der Rechten, ließ den Stock zur Erde fallen und fuhr mit dem Zeigefinger der Linken langsam eine Linie der breiten Metzgerspranke entlang.

„Auf was soll ich also aufpassen?" wiederholte Hannes. Dabei schielte er auf die Kameraden zurück und wollte übermütig lachen. Aber plötzlich lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter.

Heftig entriß er ihr die Hand und rieb das Gelenk, als hätte er sich gebrannt.

Da blickte die Wahrsagerin zu ihm empor und sah ihn mit ihren schwarzen, rotumränderten Augen durchdringend an: „Vor dem Feuer, Hannes."

Dem wackeren Bayern graute unsäglich. Alle Hexenmärlein seiner Kindheit fuhren ihm durch den Kopf. Er griff eilig in die Tasche und hielt der Alten zwei Nickel hin. Sogar seinen Namen hatte sie gewußt!

Die Alte krächzte Unverständliches und setzte sich stöhnend auf ihre Bank.

Hannes fürchtete, es sei ihr zu wenig. Er griff noch einmal in die Tasche und holte einen dritten Nickel heraus. „Da — Alte!"

Sie wackelte mit dem Kopfe.

Da graute ihm noch mehr, und kurz entschlossen warf er die drei Nickel vor ihre Holzpantoffel ins Gras.

Er hatte sie gar wohl verstanden! —

Sein Gesicht war verzerrt, als er zu den anderen zurückkam.

„No, was hat sie dir denn gewußt, die Hex, die verdächtige?"

„Dummes Zeug!" stieß er hervor. „Nix wie dummes Zeug. Ich rat' euch, spart euer Geld!"

„Na, so will ich doch auch einmal mein Glück versuchen", sagte ein anderer und löste sich aus dem Haufen. —

Hannes ging allein auf der breiten, sonnigen Straße zurück ins Dorf. Nach einer Weile blieb er stehen und ballte die Fäuste. Seine Zähne schlugen aufeinander, als schüttele ihn der Frost. Und war doch ein so schöner Spätsommerabend, daß man sich nur immer wundern mußte über die Lammfellmützen der Bauern.

Solch ein Strom!

Fern im Westen, im Ländchen Baden, nahe dem Rhein, in einem stillen weltverlorenen Schloßhofe, bricht ein klares Wasser aus dem Mutterschoße der Erde, ein Quellchen, so klein und harmlos wie unzählige andere auch. Und achtundzwanzigtausend Kilometer von dort entfernt, weit, weit im Osten, schiebt durch eine ungeheure Wildnis, wo drei Meter hohes Schilf in unübersehbaren Flächen rauscht, wo der Wolf auf seinen Raubpfaden schweift, wo sich ungeheure Büffel-

herden im Schlamme wälzen und die Luft erfüllt ist vom Geschrei der Wasservögel — schiebt ein Riesenstrom seine drei gewaltigen Arme dem Schwarzen Meere entgegen.

Das ist die Donau.

Sie fließt schon als ein Strom dahin, wenn sie bei Passau, der herrlichen Stadt, Bayern und Deutschland verläßt. Sie rollt in Kilometerbreite bei Krems zwischen Auen und Inseln ihrem fernen Ziele entgegen. Die Glocken von Wien hallen und summen über ihren glänzenden Spiegel. Sie wälzt sich in zahllosen Windungen durch die Tiefebene Ungarns. Ansehnliche Flüsse haben sich mit ihr vereinigt, wenn ihre Fluten die alten Mauern der Serbenhauptstadt Belgrad bespülen — fortan der mächtige Grenzstrom, dazu bestimmt, die Länder Ungarn und Serbien auf ewig voneinander zu scheiden.

Auf ewig? Ach, was ist ewig an den ewig fließenden Grenzen der Länder?

Mit reißender Geschwindigkeit schießen die Wassermassen dahin. Ein trabendes Pferd legt in der Sekunde zwei Meter zurück — ein Kork, in jener Gegend in die Donau geworfen, wird so rasch fortgetragen, daß ein galoppierendes Pferd am Ufer draußen nur mühsam die gleiche Höhe mit ihm zu halten vermöchte.

Von Belgrad bis nach Bazias sind vierzig Kilometer, und die Donau könnte hier nicht weiter südlich strömen — die Natur selbst hat ihr von Anbeginn ihr Bette für alle Zeiten angewiesen. Denn immer wieder drängen sich an ihr südliches Ufer die serbischen Berge herzu. Hingeschmiegt an diese Höhen zieht der Strom seine Bahn. Im Norden aber dehnt sich, soweit das Auge zu schauen vermag, die unendliche, die wundersam fruchtbare Tiefebene Ungarns.

Soweit das Auge zu schauen vermag!

Und es waren zahllose Augen, die in jenen Wochen von den Bergen herniederspähten über den rollenden Strom und über das feindliche Land. Scharfe Augen wachsamer Serben, bewaffnet mit den besten Ferngläsern, vertraut mit dem Strom und seinem Gelände von Kind auf.

Alle Straßen, die von Norden her zur Donau führten, alle Eisenbahnen lagen offen vor ihnen. Sie wußten genau, wo die feindlichen

Grenzbesatzungen standen; sie kannten jedes Wachthaus zwischen den Weidenbüschen des Stromes. Keine bedeutende Veränderung im ganzen weiten Gesichtsfeld konnte ihnen entgehen.

Und dennoch wurden sie bitter getäuscht.

Überall, wo ein Festlandsstrom ins Meer mündet, entsteht eine Mischung des Wassers, nicht salzig, nicht süß: das Brackwasser. Und fast überall, wo eine Grenzlinie zwei Nationen voneinander scheidet, wohnt ein Mischvolk, das durch Bande des Blutes, durch Handel und Verkehr nach beiden Seiten hinneigt und eigentlich selber nicht weiß, wohin es gehört. Hat vollends die Gewalt der kriegerischen Ereignisse von einem stolzen Volke Grenzgebiete abgesprengt, wohnen über der Grenze, eingefügt in einen fremden Staat, vollblütige Volksgenossen gleicher Abstammung, gleicher Sprache, dann wird ein Zwiespalt sein, der kaum jemals verwischt werden kann.

Grenzvolk solcher Art wird aber in Zeiten kriegerischer Verwicklungen für den einen der Staaten zum gefährlichen Fremdkörper.

Auf dem nördlichen Donauufer hausen in Ungarn, den Strom entlang, in reichen Dörfern serbische Bauern. Was Wunder, wenn diese jetzt mit ganzem Herzen, mit heißen Wünschen bei ihren serbischen Brüdern waren? Was Wunder, wenn sie ihren Blutsfreunden da drüben über dem Wasser auf alle mögliche Weise Vorschub zu leisten versuchten?

Diese Gefahr mußte beseitigt werden. Man räumte die Serbendörfer am nördlichen Ufer und auf den Inseln und verpflanzte die gefährlichen Leute für die nächsten Monate in das Innere Ungarns.

Dann kamen die Deutschen und begannen ihr Werk. — —

Pionieroffiziere aus dem fernen Westen hatten in einem verlassenen Dorfe Quartier bezogen.

Wie seit Monaten saßen die Serben auf ihren Höhen und spähten hinaus in das Land.

Harmlos verkleidete Männer kamen ans Ufer, maßen hier etwas ab, fuhren nächtlicherweile über den Strom, warfen von kleinen Kähnen Lote in die Tiefe, trugen Ziffern in ihre Taschenbücher, bestimmten den Wasserstand, schätzten die Strömung.

Ahnungslos saßen die Serben und spähten herab. Höher und höher

wuchs der Mais auf den unermeßlichen Feldern. Die Traube reifte dem Tage der Ernte entgegen. Und die Wasser der Donau strömten rastlos zu Tale.

Befehle zuckten mit dem elektrischen Funken von Ungarland hinauf an die Ostsee, hinüber an den Rhein, hinaus an die Nordsee. Und der Rhein mußte seine eisernen Kähne leihen, aus der Meerflut wurden große Brandungsboote gezogen, Pferdepontons, auf denen ganze Wagen mit ihren Gespannen, schwere Kanonen und gähnende Mörser Platz haben. Das alles wurde zerlegt, wurde auf Eisenbahnwagen verladen und rollte hinunter nach Ungarn.

Wohl schwirrte und surrte zuweilen ein serbischer Flieger übers Tiefland herein und besah sich mißtrauisch das ganze Gelände. Aber die deutschen Pioniere waren schlauer als er: Zur Nachtzeit rollten die Züge mit den zerlegten Kähnen und den Geschützen heran. Zur Nachtzeit wurden die eisernen Kähne am Ufer und auf den Inseln im Grün des Gebüsches verborgen. Zur Nachtzeit baute man die Kanonen und Mörser ein und versteckte sie kunstvoll zwischen Bäumen und Sträuchern.

Und allgemach begann es lebendig zu werden in der ungarischen Ebene. Bahnzug auf Bahnzug kroch zwischen den Maisfeldern nach Süden. Auf allen Straßen schoben sich endlose Kolonnen hinunter zur Donau. In den langen Zügen saßen feldgraue Soldaten, und auf den Straßen rollten große Lastwagen und kleine, zweiräderige Gebirgskarren. Das Maultier lag keuchend in den Strängen, langgehörnte Stiere stapften schnaubend mit gesenkten Köpfen und funkelnden Augen unter dem Doppeljoche, das ihnen den gewaltigen Nacken wund drückte. Die kleinen Hufe zahlloser Ponys aus fernen Gebirgen klapperten eilig dahin. Und welch ein Sprachengewirr auf den Straßen! Dort schrie der Bosniake, hier fluchte der Tscheche, da sang der Ungar, dort feilschte der Jude. Und der Staub wälzte sich mit dem ziehenden Trosse den Weg entlang zwischen den bergenden Maisfeldern nach Süden.

Ahnungslos saßen die Serben auf Grenzwacht. Wohl hörte man in den finsteren Nächten das Pusten der Lokomotiven, das Rollen der Räder. Aber wenn die Sonne aufstieg und das ungarische Land

sich dehnte in wunderbarer Klarheit, dann waren die Straßen wie ausgeblasen und alle Eisengeleise verödet. Dann rollte kein Zug, dann klapperte kein Huf. Die Lerche schwebte tirillierend in der Luft, und der Seeadler zog seine Kreise über dem herrlichen Lande, die Wasservögel schwatzten und brüteten am Rande des Stromes, und der Storch stand auf einem Beine und spähte nach Beute.

Der Troß des Heeres lagerte zerstreut zwischen den rauschenden Maisfeldern, müde Soldaten kochten und aßen, ruhten und schliefen in den verlassenen Hütten der Dörfer — es war alles nur scheinbar verschwunden vom Erdboden. Aber die Serben konnten lange von ihren Bergen herabschauen und bekamen doch nichts zu sehen.

Des Nachts fuhr wieder Leben in das gespenstig wandernde, wie verzaubert ruhende Heer. Da rollten die Züge, da staubten die Straßen, da trappelte das Pony, da schnaubte der Büffel, und die schwankenden Wagen fuhren mit Ächzen und Knarren das Heu, das Brot, das Fleisch, die Kleider und Decken nach Süden, nach Süden.

Näher und näher kroch das Verderben und hing endlich wie eine langgestreckte Wolke an der serbischen Grenze hin von Belgrad bis nach Bazias.

Warte nur, ahnungsloser Serbe, warte noch eine kleine Weile, und die Wolken werden sich dicht und dichter ballen und über dein schuldbeladenes Land wälzen. Und es wird ein Blitzen und Krachen anheben, daß der Widerhall zurücktönt von den Enden der Erde.

*

Fast zwei Wochen lag das Bataillon des Hannes wohlgeborgen in dem Ungarndorfe weitab von der Donau.

Die Mannschaft hatte sich mit den Bauern angefreundet, half ihnen beim Ernten des Maises und gewöhnte sich sogar an den Genuß des scharfen Paprika.

Mit den ungarischen Landstürmern hielten die Deutschen gute Kameradschaft, wenn auch die Unterhaltung dann und wann doch nicht so recht gelingen wollte. Zermürbter Uniformen und zerrissener Stiefel aber brauchten sie sich jetzt nicht mehr zu schämen. Der Nachschub war gekommen! In sauberem Feldgrau, in festem Schuhwerk gingen sie stolz durch die Gassen und exerzierten schneidig vor dem Zigeunerviertel auf einem weiten, sonnverbrannten Anger.

Hannes wäre von freien Stücken nie mehr in das Zigeunerviertel gegangen. Und auch jetzt mochte er den Kopf nicht wenden, so oft er an der alten Linde vorbei mußte. Es war ihm unheimlich, auch nur zu denken an die seltsamen Worte der Wahrsagerin. —

In Arbeit und Feiern verrann ein Tag nach dem andern. Und endlich kam der Befehl zum Abmarsch.

Man schrieb den 2. Oktober 1915. Eine fürchterliche Hitze brütete auf der weiten Ebene.

Blauduftig ragten die serbischen Berge.

Die Masken waren gefallen, die Schleier gelüftet. Offen rückten die Deutschen vor, und Tag und Nacht war es auf den ungarischen Straßen lebendig. Der deutsche Heerführer holte aus zum vernichtenden Schlag.

Wo aber würde der Angriff erfolgen? Im Westen, in der Mitte, im Osten? Das war die Frage, die so furchtbar dunkel stand vor den Serben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis in den Nachmittag hinein war das Bataillon zwischen den Maisfeldern marschiert. Jetzt lief die Straße dem Strom entlang.

Aber vergebens reckten sich die Hälse. Von der Donau war gar nichts zu sehen. Denn zwischen der Straße und dem sumpfigen Ufergürtel sperrte ein hoher Wall jeden Ausblick.

Diesem hohen, breiten Wall verdankte das Bataillon Schutz und Sicherheit. Denn er verbarg seine Kolonnen vor den Geschützen der Serben da drüben.

Durch tiefen Staub und atembeklemmende Hitze marschierten sie. Und der schwarze Schlammstaub legte sich auf die neuen Uniformen, er überzog die Tornister, kroch in die Ärmel, bedeckte Gewehre und Gesichter mit Krusten, hängte sich in die Bärte, entzündete die Augen.

Mit stierem Blick, mit gebeugtem Rücken stapften die Soldaten vorwärts, den Damm entlang.

Endlich wurde zu kurzer Rast gehalten.

Die Gewehre standen in Pyramiden, und erschöpft lagen die Leute im verbrannten Gras.

Über den Damm herüber tönte wirres Geschrei zahlloser Vögel.

Wenn man nur einen Blick auf den geheimnisvollen Strom werfen könnte! Man wünschte es so sehr, trotz aller Müdigkeit.

Hannes lag vor einem Weidengebüsch. Wenn er durch das Gebüsch ungesehen emporkroch, dann war's gewiß möglich, einen Auslug über das Wasser zu gewinnen.

Vorsichtig spähte er um sich und begann auf dem Bauche zwischen den Stauden emporzukriechen.

Jetzt konnte ihn niemand mehr sehen. Auf den Knien rutschte er nach oben.

Da — pfui! Eine langmächtige, dicke Schlange kroch eilig rechts vor ihm unter das hohe Gras.

Hannes hielt inne. Ihm graute unsäglich. Schon als Bub hatte er sich vor den eklen Schlangen gefürchtet — auch wenn sie zu den harmlosen Nattern gehörten. Und solch eine Schlange war ihm in seinem Leben noch niemals begegnet. Fast so dick wie sein Arm und ganz entsetzlich lang.

Aber trotzdem hatte er sie sofort erkannt, wenn sie auch größer war als die zu Hause in Deutschland: Es war eine harmlose Ringelnatter mit den zwei goldgelben Halbmöndchen hinten am Kopf. Und nun war sie ja auch schon im Grase verschwunden.

Also vorwärts! Den Damm hinauf! Und nur ein klein wenig hinübergespitzt!

Oh —! Jetzt war er droben. Oh — das ist also die Donau!

Hinter einem breiten, graugrünen Gürtel von hohem Schilf und mächtigen Weidenbäumen schoben sich majestätisch die Wasser des Stromes, goldübergossen vom Lichtglanz der sinkenden Sonne. Hier Ungarn — drüben Serbien. Hier Freundesland, dort Feindesland. Und von den Berghängen des fernen Ufers blinkten da und dort blendend weiße Punkte: Gehöfte serbischer Bauern.

Ein paar Minuten lag Hannes und sah staunend, mit weit aufgerissenen Augen hinüber.

Dann kamen seine Blicke zurück aus der Ferne und tauchten hinein in das Schilf da drunten am Rande des Stromes. Und wieder mit Staunen horchte er auf die nie gehörten Laute, in denen sich das zahllose Volk der Vögel auslebte, unbekümmert um Krieg oder Frieden der

Menschenkinder, beschäftigt mit den eigenen Trieben, Freuden und Kämpfen. Das war ein Zwitschern und Pfeifen, ein Schreien und Kreischen, ein Schnarren und verhaltenes Brüllen, ein Schwirren und Flattern und silberig Schießen, ein Schnattern und Schnäbeln.

Von einem schwarzen Storch, der würdevoll auf einem Beine stand und mit gesenktem Schnabel in den Urgrund der Dinge hinabtauchte, hob Hannes die Augen wieder und spähte hinaus auf das serbische Land. — Also da drüben — —!



Und es überlief ihn kalt und heiß in froher, wilder Erwartung des Kampfes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weiter schoben sich die langen Kolonnen durch den schwarzen Sand, den Damm entlang, den kahlen, endlosen Damm.

Die Sonne sank hinab. Da waren sie endlich am Ziel.

Die Gewehre wurden zusammengesetzt. Wie ermattete Fliegen lagen die erhitzten Feldgrauen im Grase.

Als es dunkel wurde, ergingen leise Befehle von Mann zu Mann. Auf einen Schlag kletterten sie möglichst lautlos den Damm empor und rannten hinunter ans Ufer.

Es war, als löse sich alles in Unordnung auf. Man sollte so wenig als möglich sprechen, und man sollte doch die Menschenmassen dorthin lenken, wo alles vorbereitet war zur Überfahrt!

Halbverhaltene Flüche ertönten. Unteroffiziere liefen und sammelten ihre Leute in der Dunkelheit.

Die Mannschaft wußte es wohl: Für heute handelte es sich nur um die Fahrt über den Hauptarm zu der flachen Insel, die zwanzig Kilometer lang den Strom in zwei Arme auseinanderreißt, bis er endlich wieder in einem Bette dahinrollt.

Hannes stand mit sechzig andern am Ufer, das hier ganz frei von Schilf war.

Feuchte Abendluft strich über das Wasser und kühlte die heißen Gesichter der verstaubten Soldaten.

Über zwei schwankende Eisenkähne war eine große Holzbrücke gelegt, und in diesen Eisenkähnen warteten die braven Pioniere, die nun Nacht um Nacht die ganze Division hinüber auf die Insel bringen mußten.

Die Sechzig wurden auf die Brücke getrieben und die Pioniere legten sich in die Ruder.

Aber die Brücke rührte sich nicht.

Mit vollen Kräften arbeiteten die Pioniere. Die Brücke blieb kleben.

„Alle Mann so weit als möglich nach vorne!“

Schweigend gehorchten die Leute.

Nun senkte sich die Brücke, der Eisenkahn am Ufer stieg und wurde frei.

Die Mannschaft verteilte sich wieder über die Brücke. Schwankend löste sich diese vom Lande.

In den Kähnen unten ruderten die Pioniere, auf der Brücke droben standen die Feldgrauen, und die schmutziggelben Donauwellen fluteten rauschend unter ihren Füßen hinweg.

Zwei abgeblendete Lichter wiesen den Weg und das Ziel. Eines stand hinten am Ufer versteckt im Gebüsch, das andere blinkte kleinwinzig über das dunkle, rauschende Gewässer herüber.

Die Pioniere arbeiteten aus Leibeskräften; näher und näher rückte das Licht.

Jetzt ruderten sie auf enger Wasserstraße zwischen dem niedern Gebüsch zweier Inselchen, die der großen Insel vorlagen. Dann ging es wieder ins offene Wasser hinaus.

Da packte plötzlich eine gewaltige Strömung die eisernen Kähne und riß sie übermächtig talabwärts.

Keuchend schafften die Pioniere. Stille standen die Feldgrauen und tauschten nur dann und wann flüsternd ein Wort.



Wieder zeigte sich ein fernes bescheidenes Lichtlein und warf einen goldenen Faden über die gurgelnde Flut.

Hinter hohen Bäumen hob sich der wachsende Mond.

Noch einmal packte stärkere Strömung die Kähne. Sachte schob sich das Lichtlein nach rechts. Das Floß trieb ab.

Keuchend ruderten die Pioniere. Rauschend brachen sich die Fluten an den eisernen Wänden.

Endlich war es gewonnen: die Kähne scharrten über den Sand, das Floß saß fest.

„Alles ins Wasser!"

Mit hochgehobenen Beinen tappten die Sechzig ans Ufer.

Ein Floß nach dem andern kam also von der ungarischen Seite herüber und stieß auf den Strand.

Die Mondsichel leuchtete in blendender Helle durch die klare Luft, und das Ufer der Insel wimmelte von den grauen Gestalten.

Möglichst leise ging's zwischen spärlichem Gebüsch durch den tiefen Sand dahin.

Aus Obstbäumen lugten die weißen, mondbeschienenen Häuser eines Dorfes freundlich hervor. Auf der hellen Straße kamen ein paar fremde Soldaten heran und übernahmen die Führung. Ohne Tritt ging's auf der breiten Straße ins Dorf hinein.

Verwundert guckten die Bayern nach rechts und links: Es war doch früh am Abend — weshalb denn alles so still und verödet? Hinter den kleinen Fenstern kein Lichtschein, nur das kalte Mondlicht auf den Scheiben. Vor den Türen kein Mensch, aus den schattigen Höfen kein Ton — kein Hundegebell, kein Rindergebrüll.

Mitten in dem verwunschenen Dorfe hielt die Kompagnie: „Wasser fassen!" erging der Befehl.

Hannes und der Schwabe rannten in den nächsten Hof. Wo war der Brunnen?

Hannes stieß mit dem Fuß an die Tür des Hauses. Sie gab nach. Stiller Mondschein lag auf dem Lehmboden des Flures.

Hannes rief in das Haus hinein. Aber kein Mensch gab ihm Antwort.

Der Schwabe kam und flüsterte: „Da drüben in der Ecke unter dem Baum —! Aber ein Zettel hängt am Ziehbrunnen und darauf steht mit großen Buchstaben: Verseucht!"

Sie rannten zurück auf die Gasse.

Im ganzen Dorfe waren nur drei oder vier brauchbare Brunnen; alle andern verdächtig.

Sie drängten sich den andern nach in eines der nächsten Gehöfte.

In währendem Warten sagte ein Unteroffizier: „Wir müssen das sechste Regiment am Ufer draußen, den Serben gegenüber, ablösen. Heut nacht noch. Und warum das Dorf leer ist? Ei, da haben doch auch Serben gewohnt, und die hat man mit Weib und Kind und Vieh tief nach Ungarn geschafft."

„Das ist hart", ließ sich einer im Haufen vernehmen.

„Hornochs!" sagte der Unteroffizier. „Sollen wir uns etwa Spione im Rücken sitzen lassen? Da wären wir schön dumm."

Pfeifend ging der Brunnenschwengel. Einer nach dem andern trank sich satt und füllte seine Flasche.

Schweigend zog die Kompagnie zum Dorfe hinaus.

Im Gänsemarsch ging es auf einem langen Holzsteg über einen breiten Sumpf hinein in einen Wald von riesigen Weiden und Erlen durch altes, knietiefes Laub.

Sie waren am Ziel. Die Kompagnie übernachtete im Walde.

Vorposten gingen zum Ufer hinunter und bezogen die Wachen des sechsten Regiments. —

Heißa, den schweren Tornister vom Rücken und zu Boden mit ihm! Wo sie eben standen, da ließen sie sich niedersinken ins tiefe, moderige Laub. Der Mantel gab die nötige Wärme. War doch die Nacht so lau. Und wohlig ruhte das schweißverklebte Haupt auf dem ledernen Ranzen.

Noch ein Griff in den Brotbeutel. Noch ein Schluck aus der Flasche.

Vielleicht da und dort ein lautloser Gebetsseufzer — schon halb im Schlaf.

Dann waren sie alle drüben im Traumland. Und ihr tiefes Atmen erfüllte den fremden, nächtlichen Wald.

Still und klar stand die Mondsichel hoch über der Insel.

Freiwillige vor!

Folgenden Tages begann die Mannschaft mit dem Bau von Unterständen im langgestreckten Walde. Tiefe Gruben wurden ausgehoben, jede Grube für acht Mann und so geräumig, daß sich die Leute setzen und ausstrecken konnten. Dann kreischte die Säge und klang die Axt. Viel hohe Bäume sanken krachend zu Boden, und ihre Stämme wurden als Dächer über die Gruben gelegt.

Die ganze Insel — zwanzig Kilometer lang — wimmelte jetzt von

deutschen Soldaten. Aber die Serben über dem Strome sollten auf keinen Fall merken, daß die schwache österreichische Besatzung der letzten Monate von einer vollen deutschen Division abgelöst war.

Mit österreichischen Mützen zogen deshalb die Bayern am Ufer draußen auf Feldwache. Kein Schuß durfte fallen. Die Serben sahen die wohlbekannten Mützen und arbeiteten ahnungslos weiter an ihren Schützengräben den Strom entlang. Das Spiel ging fort. Serbische Gewänder wurden unter die Mannschaft verteilt. Geeignete Soldaten maskierten sich als Bauern und Bäuerinnen, zeigten sich am Ufer, fischten wohl auch, als wohnten sie in dem geräumten Dorfe und gingen harmlos ihrer Hantierung nach.

Es war ein kurzes Vergnügen, hinter dem der grimmige Ernst lauerte.

Denn unaufhaltsam rückte die Stunde näher — die große Stunde des Überganges der Deutschen über die Donau. —

Das Wetter war umgeschlagen. Ein seltsam wilder Sturm fuhr aus Osten in kurzen Stößen über Land und Strom, bog die Bäume und wühlte das Wasser auf.

Die Artillerie wurde auf die Insel gebracht. Am fünften Tage stand sie zum Angriff bereit hinter der Infanterie.

Und der Angriff begann am Nachmittag dieses fünften Tages.

Sausend kamen die ersten deutschen Grüße zu den überraschten Serben hinüber, und das Krachen der Kanonen übertönte den heulenden Sturm.

Mit Donnerstimmen antworteten von ragenden Höhen die Geschütze des Feindes.

Die Wipfel der Bäume zerbrachen im Hagel der Schrapnelle. Eisenstücke und Äste prasselten und polterten auf die Balken der Unterstände.

Die Nacht sank herab auf den Strom, der hochgeschwollen zwischen Insel und Festland dahinrollte.

Der Sturm hatte sich seit einer Stunde gelegt.

Zwei flache Fischerkähne wurden so leise als möglich zwischen Weidenbüschen ins Wasser geschoben. Patrouillen sollten ans serbische Ufer fahren und im Schutze der Dunkelheit erkunden, ob der Feind die vordersten Gräben noch immer besetzt hielt.

Welch ein Glück, daß sich der Sturm gelegt hatte! Trotzdem tanzten die Kähne wie Nußschalen auf den Wogen des Stromes.

Der Hauptmann selbst war ans Ufer gekommen und lauschte nun auf die Ruderschläge, die sich rasch entfernten.

Plötzlich flammte am serbischen Ufer hinter einer Deckung der Lichtschein eines großen Feuers auf. Und alsbald rollte das Gewehrfeuer des Feindes die ganze Linie entlang.

Nach kurzer Zeit erklang stromabwärts der Ruderschlag eines Bootes.

Der Hauptmann lief herzu. Knirschend fuhr das Boot auf den Sand.

Dunkle Gestalten kamen heraus und trugen eine schwere Last.

„Verwundet?"

„Tot. Und es ist gar nichts zu machen gewesen, Herr Hauptmann."

Schweigend standen sie um den Gefallenen.

Abermals klangen Ruderschläge durch die Finsternis. Das zweite Boot stieß ans Ufer.

„Zwei Tote und ein Verwundeter", meldete der Führer. „Wir haben umkehren müssen."

Was nun?

Hinter einer Deckung stand der Hauptmann mit den Patrouillen und erklärte den Leuten die Lage: „Morgen in aller Frühe wird der Übergang erzwungen. Wir wissen jetzt, daß der Feind seine Uferstellungen noch hält. Aber vielleicht geht er in der Nacht doch weiter zurück. Das müssen wir herausbringen! Mit Kähnen ist nichts zu machen. Ihr habt es gesehen. Also bleibt nur übrig, daß vor Tagesanbruch zwei Mann hinüberschwimmen. Waffen mitzunehmen ist unmöglich. Höchstens kann man ihnen Handgranaten auf die Köpfe binden. Es wird keine Kleinigkeit sein. Das wißt ihr selbst. Der Strom ist breit und hochgeschwollen. Jeden Augenblick kann der Sturm wieder losbrechen. Dieser verdächtige Sturm! Also haben nur ganz ausgezeichnete Schwimmer Aussicht aufs Durchkommen. Wer mir Nachricht bringt, den schlage ich zu einer Auszeichnung vor."

Zunächst war alles ganz stille. Der Hauptmann wartete geduldig.

Da hörte Hannes den Schwaben neben sich leise sagen: „In Gottes Namen!"

Und schon war er vorgetreten.

„Sie?“ fragte der Hauptmann.

„Jawohl, ich getrau' mir's.“

„Was der Schwab kann, trau' ich mir zweimal“, dachte Hannes und trat auch vor.

„Ihr zwei?“ fragte der Hauptmann. „Also, ich sag's euch wiederholt: Es ist keine Kleinigkeit, und ersoffene Soldaten kann ich nicht brauchen.“ Er wandte sich an den Schwaben: „Sind Sie schon einmal über einen solchen Strom geschwommen?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Ei, warum melden Sie sich dann?“

„Da 'nüber? Das ist ein Katzensprung“, sagte der Schwabe verächtlich.

„Ein netter Katzensprung“, meinte der Hauptmann.

„No, ich denk', der Bodensee zwischen Überlingen und Bodmann wird viermal so breit sein.“

„Das könnte stimmen.“

„No ja, und da bin ich oft 'nübergeschwommen, als Büble schon, 'nüber und 'rüber in einem.“

„Donnerwetter!“ rief der Hauptmann. „Also gut, Schnitzle, es gilt.“ Er wandte sich zu Hannes: „Und Sie —? Sind Sie schon einmal über einen Strom geschwommen?“

„Noch nie in mei'm Leben.“

„Donnerwetter!“ sagte der Hauptmann zum zweitenmal. Aber es klang bei weitem nicht so freundlich wie vorher. „Können Sie denn überhaupt schwimmen?“

„No freilich. Bin schon ganze Nachmittage lang geschwommen.“

„Ja, wo denn? Halt in der Schwimmschul?“

„Freilich.“

„Das beweist gar nichts“, murrte der Hauptmann. „Ist denn keiner mehr da, der so was schon einmal gemacht hat?“

Die Leute rührten sich nicht.

„Ich bitte den Herrn Hauptmann, daß Sie's halt mit mir probieren“, sagte Hannes.

„Wenn Sie mir aber ertrinken?“

Jetzt nahm Hannes sein Herz in beide Hände: „Zu Befehl — dann ist halt ein Waisenbub fürs Vaterland ersoffen — sonst nix."

Der Hauptmann räusperte sich. Sein Gesicht war in der Dunkelheit nicht zu erkennen.

Regungslos standen die beiden Freiwilligen vor ihm.

Der Hauptmann sagte: „Brav. Also ihr beiden. Und was ich versprochen habe, das werde ich halten. Jetzt geht und schlaft noch einige Stunden!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren drei Kilometer stromaufwärts gegangen, die zwei Freiwilligen, ein Unteroffizier und noch ein Mann. Auf einer Feldwache entkleideten sie sich.

Der Sturm hatte aufs neue mit großer Gewalt eingesetzt.

Der Schwabe sagte: „Ich verzicht' auf die Handgranaten."

„Nimm's doch mit", meinte der Unteroffizier. „Weißt nit, wozu du sie brauchen kannst."

„Sie hindern mich, und ich mag das Zeug nit leiden auf meinem Kopf."

„Gut, dann läßt du's zurück. Und du, Hannes?"

Der Bayer lachte: „Ich nehm' alles mit, was ihr wollt. Und wenn ich auf einer Kanone 'nüberreiten soll, probier' ich's halt auch."

„So will ich dir's festbinden."

Hannes horchte aufs Wasser hinaus. Mit gewaltigem Rauschen strömten die sturmgepeitschten Wellen in der Finsternis vorüber. Seine Zähne schlugen aufeinander. Er wandte sich zum Ufer.

„Hast Angst?" fragte der Unteroffizier fast mitleidig und ging ihm nach.

„Kein bissel!" sagte Hannes. Mich friert halt."

Hinter ihm tat es einen Patsch. Der Schwabe hatte sich in die Fluten geworfen.

Auch Hannes watete hinaus. Als ihm das Wasser bis an die Brust reichte, stürzte er sich mit vorgehaltenen Armen hinein.

„Wie lang können die brauchen?" fragte der Mann und nahm die Kleider über den Arm.

„Kommt darauf an, wie weit sie's abtreibt."

„Ja, und wenn sie zurückschwimmen und es treibt sie weit unten ans Land, da werden sie ja vielleicht gar noch von den Unsern erschossen?"

„Du Schaf!" sagte der Unteroffizier und spähte hinaus in die Finsternis. „Die sind doch schon bei allen Feldwachen die ganze Insel 'nunter telephonisch gemeldet!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Sturm heulte aus der Nacht in die Nacht, und ihm entgegen wälzte der Strom seine schmutzigen Fluten aus der Nacht in die Nacht — wie er sie gewälzt hatte vor Tausenden und Tausenden von Jahren, und wie er sie wälzen wird in tausend und tausend Jahren, wenn wieder andere Menschen kämpfen an seinen gesegneten Ufern.

Mit langsamen, kraftvollen Stößen schwamm Hannes gegen die Wellen. Aber er sparte die Kraft.

Anfangs ging alles nach Wunsch. Bis er weiter hinaus kam. Da packte ihn plötzlich wie mit unsichtbaren Armen die Strömung und riß ihn wellab, wellauf unwiderstehlich talabwärts.

Jetzt galt es. Jetzt mußte er die ganze Kraft einsetzen. Und er besaß diese Kraft.

Die Mondsichel war aufgegangen. In spärlichem Lichte dehnte sich die Landschaft und versank wieder in Finsternis. Brausend und gurgelnd wälzten sich die Fluten.

Da —! Herrgott, es ergriff ihn, es wirbelte ihn herum, es riß ihn hinab. Über seinem Kopfe schloß sich brodelnd und singend das Wasser.

Dreimal, viermal drehte es ihn. Dann riß es ihn ebenso rasch wieder nach oben.

Keuchend teilte er die wogende Flut.

Er war jetzt in der Mitte des Stromes. Weit rechts drüben dehnte sich im unsicheren Lichte das serbische Ufer.

Er versuchte, auf das Schattenbild eines mächtigen Baumes hinzusteuern. Es war vergeblich. Unaufhaltsam zog es ihn talwärts.

Er schwamm mit gewaltigen Stößen. Ihm graute vor dem tückischen Strome. So schrecklich hatte er sich das Wagnis doch nicht gedacht.

Er spähte auf den hellen Uferstreifen hinüber. Ach, wie so weit noch, so weit!

Hannes, halt aus, du weißt nicht, ob es dem Schwaben gelingt. Und einer von euch muß die Tat vollführen. Hannes, halt' aus!

Jawohl, wenn ihm nur das Grauen nicht in allen Gliedern läge. Das Grauen ist's, das hindert ihn. Das Grauen ist schuld daran, daß seine Stöße schwächer und schwächer werden.

Herrgott in deinem Reiche, hilf mir! Es war ein Frevel, das vom



Ersaufen. Wenn ich's im Unverstande dem Hauptmann gesagt habe, so vergib mir das Wort. Ich hab's ja nit gewußt, wie bitter die Angst ist, wenn einer ertrinkt.

Matter wurden seine Stöße. Und das Ziel war noch ferne. Auf die Dauer konnte er nicht mehr.

Da warf er sich auf den Rücken und ließ sich treiben, auf und ab, wie die Wogen kamen und unter ihm wegrollten.

Keuchend hob und senkte sich seine Brust.

Und jetzt fiel ihm auch ein altes Lied ein. Es war ein schönes, frommes

Lied, das er einst in der Schule gelernt hatte. Das betete er in Gedanken, eine Strophe nach der andern.

Da wurden seine Gedanken wundersam abgelenkt von den Schrecken, die ihn umgaben. Sein Atem ging ruhiger. Seine Kräfte kehrten zurück.

Nein, Hannes, dummer Hannes, du läßt dich nit unterkriegen. Das gibt es nit!

Er warf sich wieder herum und sah, daß er viel näher am Ufer war. Und auf einmal mußte er der alten Zigeunerin gedenken, und fast hätte er frohlockend hinausgerufen, was sie ihm damals so geheimnisvoll gesagt hatte: ‚Wasser nix — Wasser nix, gar nix!'

Mit frischen Kräften teilte er die Flut.

Aber jetzt —! Vor ihm starrte schwarzes Astwerk aus dem Wasser. Zischend und brodelnd schäumten die Wogen darüber. Und kaum hatte er das Hindernis wahrgenommen, da sah er sich auch schon mittendarinnen.

Angstvoll griff er nach einem Storren und klammerte sich mit beiden Händen an. Brausend überströmte ihn das Wasser und nahm ihm den Atem.

Loslassen!

Mit einem Ruck schwemmte es ihn aus dem gefährlichen Astwerk des Baumes.

„Wasser nix!" frohlockte er zum zweiten Male und strebte mit aller Kraft dem wachsenden Ufer entgegen.

Da ward auch allgemach die Strömung ruhiger. Hinter ihm tobte der Strom — vor ihm war leises Summen und Murmeln. Aber noch immer brauste der Sturm.

Noch ein paar Stöße. Jetzt — kaum konnte er's glauben — seine Zehen stießen auf weichen Sand. Gott sei gedankt, er hatte den Boden gewonnen.

Kniend barg er sich im seichten Wasser. Die eine Gefahr lag hinter ihm. Aber schon hob sich drohend die zweite.

Er atmete heftig. Mit zitternder Hand fühlte er an das Päckchen in seinem Nacken.

Hinter einem breiten Saume von niederm Buschwerk stieg das Ufer allmählich an, und etwa dreißig Schritte weiter oben lief eine lange, lange Linie: der erste Schützengraben der Serben.

Hannes kroch auf den Knien ans Ufer. Dann schob er sich auf dem Bauch über den Sand die Höhe hinan.

Am Saume des Strauchwerkes, bevor er ins Freie hinauskam, löste er das Päckchen in seinem Nacken und öffnete mit Zähnen und Nägeln die Schnüre am Wachstuch.

Es waren zwei kleine, flache Diskusgranaten, nicht größer als eine gefüllte Brieftasche. Er steckte die eine Granate zwischen die Zähne, die andere behielt er in der linken Hand. Dann äugte er zum Schützengraben empor.

Jawohl, es war kaum zu verkennen: von links her leuchtete ein schwacher Schimmer. Und jetzt schlugen auch Menschenstimmen an sein Ohr.

Leise kroch er weiter. Zehn Schritte etwa. Leise — ganz leise. Zwanzig Schritte.

Da zuckte er zusammen und lag regungslos, eng an den Boden gedrückt: Über den Grabenrand, nahe vor ihm, war mit Zischen ein Wasserguß herausgefahren.

Wie ihn Gott erschaffen hatte, lag Hannes im Mondlichte vor dem feindlichen Schützengraben. Jeden Augenblick konnte das grimmige Gesicht eines Serben über dem Rand emportauchen. Dann war Hannes verloren.

Er überlegte. Ganz nahe hörte er die Leute sprechen. Es war kein Zweifel, der Graben wurde vom Feinde gehalten. Also hatte er seine Aufgabe, die Stellung auszukundschaften, erfüllt und mußte nur noch sehen, wie er über den Strom zurückkam.

Ganz recht. Aber da war nun etwas in ihm, das trieb ihn noch weiter. Etwas Tollkühnes: Wozu hatte er denn die Granaten?

Auf heute früh war der Angriff festgesetzt. Wozu hatte er denn jetzt die Granaten? Bedeutete nicht jeder tote Serbe ein Gewehr weniger, wenn dann in einigen Stunden die Kameraden die Stellung erstürmten?

Langsam kroch er empor. Jetzt war er nur noch eine Armeslänge vom Grabenrande entfernt.

Da lachte einer in der Tiefe hell auf. Die andern fielen mit dröhnenden Stimmen ein.

Ahnungslos!

Hannes schielte zurück. Mit ein paar Sätzen konnte er wieder im Wasser sein.

Leise, ganz leise kroch er noch näher und schleuderte blitzschnell die erste, sprang auf und schleuderte die zweite Granate zwischen die Feinde.

Krachend gingen die Bomben los. Und mit gewaltigen Sätzen sprang Hannes über den Sand und durch das Gebüsch.

Hinter ihm wurde es lebendig. Rufe gellten, Kugeln pfiffen, Schüsse krachten.

Noch zwei Sätze, dann spritzte das Wasser hoch auf, und der tapfere Bayer verschwand in den Fluten.

Mit gewaltigen Stößen schwamm er in der Tiefe, solang er vermochte.

Endlich mußte er Luft schöpfen.

Noch immer krachten die Gewehre, und die Geschosse spritzten in den Strom.

Hannes schielte zurück. Er war schon weit vom serbischen Ufer. Dennoch tauchte er wieder.

Die Gefahr, das Bewußtsein des geglückten Anschlages, die Hoffnung auf einen ehrenvollen Ausgang — all das steigerte seine Kraft. Und der wilde Strom hatte ein gut Teil seiner Schrecken verloren. Der war ja nun die Rettung des Schwimmers.

Hannes tauchte auf. Die Schüsse waren verstummt. Jetzt konnte er getrost an der Oberfläche bleiben.

Brausend rollte der Strom dahin und trug ihn abwärts. Heulend peitschte noch immer der Sturm die schmutzigen Wellen. Hannes kämpfte siegreich mit ihnen. Näher und näher kam er dem Ufer.

Ruhig strömten die Gewässer.

Sand — weicher Sand!

Hannes watete ans Land hinaus.

„Wer da —?" Ein Posten stand hinter dem Buschwerk.

„Du Ochs — was mußt denn so brüllen?" sagte Hannes. „Gib mir deinen Mantel, ist gescheiter. — Patrouille aus Serbien zurück", setzte er nicht ohne Stolz hinzu.

„Da 'nüber bist geschwommen?" fragte der Posten und zog seinen

Mantel aus. „Das möcht' ich mein Lebtage nit." Dann führte er ihn zur Feldwache zurück.

Schlotternd vor Kälte stand Hannes und erstattete dem Leutnant seinen Bericht.

Der gab ihm einen Schluck Schnaps und sagte: „Eine Auszeichnung ist Ihnen gewiß."

Dann ging er ans Telephon und sprach lange hinein.



Endlich hängte er das Hörrohr an den Haken und kam zurück: „Der andere ist auch schon da. Ihn hat es noch weiter abgetrieben als Sie."

Nach einer halben Stunde kam der Mann von Hannes' Kompagnie und brachte die Kleider. Drei Kilometer talabwärts war Hannes ans Land gekrochen.

Seelenvergnügt stapfte er durch den sturmgepeitschten Wald zurück.

Dann sank er mit einem tiefen Seufzer zwischen die schnarchenden Kameraden und streckte sich behaglich aus im raschelnden Laub.

„Herrgott, hab' Dank! Das Wasser war nix."

Die Augen fielen ihm zu. Er schlief den Schlaf des Gerechten, des Tapfern, zwei Stunden bis zum grauenden Morgen.

Auf einen Pfiff –!

Es war alles ausgedacht bis ins kleinste und alles vorbedacht für jede Möglichkeit.

Für jede?

Jawohl, für jede Möglichkeit, soweit menschlicher Wille fähig ist, die Natur zu meistern.

Von dem Winkel zwischen Save und Donau, in dem sich die Hauptstadt des Feindes birgt, bis nach Bazias hinunter, wo die Donau wieder eingeengt zwischen Bergen dahinströmt, lagen an zahllosen Stellen die Deutschen und Österreicher zum Angriff bereit. Hunderte von kleinen und großen Eisenkähnen ruhten versteckt zwischen Weiden und Erlen und Eichen. Tausende von Pionieren harrten auf den letzten Befehl. Dann würden sie die Kähne ins Wasser schleifen, und dann —! Zehntausende von tapfern Soldaten lagen eingegraben und horchten ungeduldig, mit klopfenden Pulsen, bis es hieß — in die Pontons! Und ungezählte Kanonen hatten aus sicheren Verstecken drohend ihre Mäuler aufgesperrt über den Strom hin, Serbien entgegen, und hochgehäuft lagen Granaten und Schrapnelle. Flieger warteten weit hinten in der Ebene, bis das Telephon klingelte, bis sie mit dem Seeadler um die Wette emporfahren durften in schwindelnde Höhe, über das Bächlein da drunten, Donau genannt, nach Serbien hinein.

Alles war bereit, alles war überdacht, da hinten bei Bazias, wo das Gehirn des Heeres arbeitete, wo der Feldherr mit seinem Stabe saß, der große Mackensen mit dem durchfurchten Angesichte, mit den scharfen Augen unter den buschigen Brauen, der Mann mit dem grimmigen Germanenhaupte und dem gütigen Herzen.

Da drüben im Süden stand der Feind. Den sollte er vor sich herfegen über Berg und Tal, hinaus aus dem eigenen Land.

Und mit diesem Feinde würde er fertig werden. Daran zweifelte er nicht. Er war zum Schlag bereit. Und der Schlag mußte gelingen.

Von seiner Stube liefen die Drähte den Strom entlang. Es bedurfte nur noch eines Hauches ins Schallrohr — und der blutige Tanz begann.

Aber in den letzten Tagen hatte sich aus den Bergen im Osten ein

Feind erhoben, der war stärker als der Feldherr, gegen den konnte er nichts. Der kam seit Menschengedenken immer um diese Zeit herangefahren. Wer wollte es ihm heuer wehren, im Frühherbst 1915 nach Christi Geburt? Wer denn? Die Menschlein da drunten, die wieder einmal Krieg miteinander führten? Die Kanonen —? Seit Tausenden von Jahren kam er, und auch jetzt stürzte er sich heulend und pfeifend aus den Bergen herunter ins Donauland.

Es war, als patschten unsichtbare Riesenfäuste gegen den rollenden Strom. Und seine Gewässer stutzten, seine Gewässer stauten und bäumten sich, die weite Fläche begann zu brodeln, zu branden, zu zischen.

Das war die Kossova.

Rauschend beugte sich der Mais unter ihren Stößen, und die unermeßlichen Felder wurden zum sturmgepeitschten Meere. Tiere und Menschen suchten ihre Schlupfwinkel auf. Kirchtürme zitterten, Äste fielen, Bäume krachten, Wolken jagten.

Das war die Kossova, und wehe dem Kahne, der sich aufmachte, ihrer Urgewalt eigensinnig zu trotzen.

Das war die Kossova! —

Schweigend saß der Feldherr an seinem Tische und horchte, wie das da draußen tobte und brüllte. Schweigend beugte er sich über seine Karten.

Hatte sich ein neuer Feind zu den alten gesellt? War's an den alten nicht schon genug und übergenug gewesen? Hatte sich die Kossova aufgemacht aus ihren Felsenklüften und stürmte nun wütend einher, den Deutschen in den Arm zu fallen, den gerechtesten Schlag abzuwenden von einem schuldbeladenen Haupte?

Es war der Abend des 6. Oktober. In der Morgenfrühe des 7. Oktober sollte der Angriff einsetzen — staffelweise, die ganze Linie den Strom entlang.

Die Offiziere des Stabes saßen und standen, kamen und gingen. Ununterbrochen brüllte die Kossova, daß die Wände des Hauses zitterten und die Lichter flackerten.

Noch war es Zeit. Ein kurzer Befehl ins Telephon, und es lief die ganze Linie entlang: Der Feldherr hat den Angriff verschoben.

Verschoben? Der eisenharte Feldherr war anderer Ansicht.

Auf wann sollte er den Schlag verschieben? Die Kossova weht acht Tage lang. Sie weht auch wochenlang, wenn es ihr paßt. Warum nicht? Das ist ihr Recht. Niemand kann ihr's bestreiten. Also nach acht Tagen, vielleicht nach vierzehn Tagen! Und dann? Dann gibt es einen Winterfeldzug im Berglande Serbien. Unmöglich!

Also, trotz dieser Kossova, es wird morgen begonnen.

Die letzten Befehle flogen hinaus.

Und jetzt geschah das Unerwartete. Das ewig Denkwürdige, das Wunderbare.

Das Heulen und Sausen und Poltern und Fauchen ward von Stunde zu Stunde schwächer. Die aufgewühlten Wasser streckten sich und wogten wieder gleichmäßig dahin. Die Türme standen unbewegt. Die Bäume richteten sich auf, die jagenden Wolken zerrissen.

Noch schäumte der Strom, noch überschlugen sich die Wellenkämme in silberglänzendem Falle, noch rauschte das Schilf, noch klirrte der Mais. Aber die Macht der Kossova war dennoch gebrochen, und gegen Morgen erstarb ihr Gebrause.

Der Tag kam.

Es war gewonnen. Mochten auch die Wasser noch brodeln und kochen — über diese tanzenden Wellen würden die eisernen Kähne tanzend ihre Lasten tragen. Der Kampf konnte beginnen.

*

So gut hatte Hannes schon lange nicht mehr geschlafen, und als die rauhe Stimme des Gefreiten in den Unterstand hereinfuhr und Schlaf und Traum zerriß, rieb er sich verwundert die Augen.

Dann aber kam ihm alles wieder in die Erinnerung — die große Gefahr und das glückliche Ende.

Hei, wie würden seine Pflegeltern staunen, wenn sie das alles wüßten! Sobald als möglich mußte er es nach Hause schreiben.

Jetzt freilich hatte er keine Zeit — nicht zum Schreiben und nicht zum Träumen. Jetzt mußte er sich feldmarschmäßig machen. Der Tag war angebrochen, der längst erwartete, der große Tag der Entscheidung. —

Durch das dichte Weidengebüsch hatte man Schneisen gehauen, senkrechte Schneisen zum Ufer hinab, eine neben der andern. Und am Ausgang jeder Schneise lag, wohlverdeckt im Gebüsch, ein eiserne Kahn.

Zahllose Kähne der Art warteten in der Finsternis jenes Oktobermorgens auf ihre kampfbereite, todesmutige Besatzung.

Um neun Uhr sollte ein Pfiff ertönen und das Zeichen zum Übergang auf der ganzen Insel geben. Aber schon um fünf Uhr stand die Mannschaft feldmarschmäßig ausgerüstet in Deckung neben den Pontons.

Langsam verrann die Zeit. Die Leute hatten sich gelagert und vertrieben sich die Langeweile, so gut sie vermochten.

Es wurde sechs Uhr. Der Hauptmann ging in der Dämmerung von Ponton zu Ponton.

Die Sonne kam empor. Milchweißer Nebel hatte sich über Strom und Auen gebreitet.

Die Mägen knurrten. Also einen Griff in den Brotbeutel getan!

Es wurde sieben Uhr.

In feierlicher Stille warteten die Tausende. Da ward diese Stille wie auf einen Schlag die ganze Linie entlang vom Krachen der deutschen Geschütze zerrissen.

Die Leute hoben die Köpfe und sahen sich an. Aber es war ja noch Zeit, noch lange Zeit, bis der Reigen an sie kam. Sie legten sich wieder zurück ins Gras und horchten auf das Sausen der Geschosse, die über ihre Linie und über den nebelverhüllten Strom zum Feinde hinüberflogen.

Jetzt wurde es auch bei den Serben lebendig. Donnernd antworteten ihre Geschütze den deutschen Kanonen. Sausend kreuzten sich die Geschosse im Nebel. Krachend platzten die Schrapnelle über der Insel, prasselnd fielen Äste und Zweige hinten im Walde.

Junge Mannschaft, vor kurzem erst aus der Heimat zum Ersatze nachgeschoben, lag mit bleichen Gesichtern. Alte, kampferprobte Leute versuchten zu scherzen, aber der Scherz wollte ihnen doch nicht so recht frei von den Lippen springen.

Stilliegen im feindlichen Feuer — Herrgott, das ist eine Kunst!

Noch anderthalb Stunden sollten sie ausharren. Immer wieder wurden die Uhren gezogen. Aber unglaublich langsam rückten heute die Zeiger voran.

*

Um neun Uhr sollte der Pfiff ertönen. Noch eine volle Stunde mußten sie liegen und warten.

Da plötzlich — was war's? Von der Schneise zur Linken gellte ein Pfiff!

Die Leute rumpelten in die Höhe. Jetzt schon? Ist ja nicht wahr! Um neun Uhr doch!

Da polterten aber auch schon zur Rechten und Linken die ganze Linie entlang die eisernen Kähne über den Kies hinunter ins Wasser.

Die Geschütze krachten und donnerten, die Geschosse sausten, die Äste prasselten, die Leute brüllten — die Hölle war los.

„An den Ponton!" schrie auch der Unteroffizier neben Hannes. Und rechts und links packten sie an.

Der Hauptmann stürmte vorüber: „Wer hat denn gepfiffen? Wer ist denn der Kerl? Daß doch das Donnerwetter den Kerl —! Wer, frag' ich —?"

Ja, wer? Das wußte doch niemand. War auch ganz einerlei jetzt. Immer voran!

Der eiserne Kiel scharrte und knirschte und polterte über Sand und Kies. Im Nu waren die sechzehn mit ihrem Ponton drunten am Ufer und schoben ihn hinein in die hochaufspritzende Flut. Bis an die Kniee rannten sie rechts und links neben dem Kahn in das seichte Wasser. Auf Kommando stemmten sie sich in Stütz, bis der Kahn flott ward. Dann auf und hinein!

Die Pioniere legten sich in die Ruder. Der Kahn schoß hinaus in den Nebel.

Gewehrgeschosse pfiffen vom serbischen Ufer herüber und schlugen spritzend in die Wellen. Auf und nieder tanzten die Kähne, keiner sichtbar dem andern.

„Duckt euch!" brüllte der Führer.

Da duckten sie sich so tief als möglich hinter die eisernen Wände. Unaufhörlich donnerten die deutschen Kanonen über ihre Köpfe, in einem fort antwortete die serbische Artillerie mit dumpfen Schlägen von ihren unsichtbaren Höhen.

Was sie nur konnten, ruderten die Pioniere. Rauschend brach sich das Wasser an den Wänden des Kahnes. Tanzend kamen sie vorwärts.

Rasselnd begannen die deutschen Maschinengewehre auf der Insel ihr Spiel und streuten die unsichtbaren Schützengräben der Serben ab. Immer heftiger wurde das feindliche Feuer. In geringer Höhe platzten die Schrapnelle und spritzten knallend auseinander. Und zwischendarein pfiffen unaufhörlich die Geschosse aus den serbischen Gräben.

Ganz vorn im Kahne kauerten zwei Mann mit Handgranaten. Gleich hinter ihnen hockte Hannes.

Mit Klatschen schlugen die Geschosse ins Wasser, vor, neben, hinter den Kahn.

Aus Leibeskräften ruderten die braven Pioniere. Schweigend kauerte die Mannschaft.

Zur Rechten tauchte ein Ponton aus dem Nebel. Die Pioniere brüllten. Jählings drehte er ab.

Bing —! Hart neben Hannes war es an die Eisenwand geprallt. Da — wieder eines. Aber dieses hatte die Wand durchgeschlagen und war auch noch durch seine Blechflasche gefahren.

Je nun, wenn's weiter nichts kostete als eine Flasche!

Aber jetzt wurde es schon gefährlicher. Durch das kleine Loch in der Bootswand sprudelte das Wasser herein.

Mit aller Kraft preßte Hannes den Ballen der Rechten auf das Leck.

Lautlos hockten die Soldaten, und die braven Pioniere ruderten in dem Höllenlärm durch die Gefahr hin, als ruderten sie zur Übung in Friedenszeit auf dem sonnigen Rhein.

Ssst —!

Hannes zuckte mit dem Kopf zurück. Hart vorüber war es gezischt. Und da fiel auch schon der Mann neben ihm lautlos über sein Gewehr nach vorn.

„Wir sinken!" schrie einer hinten im Kahn.

„Verstopfen!" brüllten die Pioniere keuchend.

„Können's nit finden!"

Höher stieg das Wasser. Aus Leibeskräften ruderten die Männer.

Da hob sich vor ihnen das Ufer aus dem Nebel. Halb mit Wasser gefüllt, knirschte der Ponton auf den Sand.

Krampfhaft hielt Hannes noch immer die Hand auf dem Leck, und mit der Linken stützte er den leblosen Kameraden.

„Alles 'raus!"

Da ließ er los.

Die Kanonen krachten und donnerten, die Maschinengewehre knatterten. Die Geschosse brummten und sausten, zischten und pfiffen.

Schon waren die Leute mit den Handgranaten droben am Ufer. Die andern hatten sich seitlich aus dem sinkenden Kahne gemacht und patschten bis an die Kniee ans Land.

Sorgsam bargen die Pioniere den röchelnden Mann im Sande hinter Gebüsch. Der hatte seine Pflicht getan und sein Werk vollendet, schon jetzt am frühen Morgen.

Über dem sinkenden Kahn schlugen die Wasser zusammen.

Die Leute lagen auf dem Bauch am Ufer. Die deutschen Kanonen waren verstummt, auch das Rasseln der Maschinengewehre schwieg. Um so stärker dröhnten die Serbengeschütze durch den Nebel, um so heftiger pfiffen die Gewehrkugeln über die Köpfe der Bayern.

Ein leichter Morgenwind hatte sich erhoben. Da begann der Nebel zu brauen. Hier und dort hob sich der Schleier, und der Blick drang über die nächsten Gebüsche.

Siegreich kam die Sonne durch den Nebel. Gellende Rufe ertönten die Linien entlang.

Vorwärts ging's mit herzerhebendem Geschrei und doch wie im Traume gegen den Graben der Serben.

Vor Hannes schrie einer gellend auf, warf die Hände in die Höhe und schlug rückwärts zu Boden.

Hannes sprang mit einem Satze zur Seite und wieder mit heiserm Hurra voran.

Da waren sie auch schon vor dem Graben.

Einen Augenblick stutzte wohl jeder. Dann aber ging's mit Hurra wie in einen Froschpfuhl hinein.

Zu rechter Besinnung kam keiner.

Wimmelnd drängten sich die Bayern zwischen den Erdwänden.

Wo waren die Serben?

Die Serben waren verschwunden!

Offiziere schrieen. Unteroffiziere brüllten. Die Kompagnie wurde gesammelt.

Dann ging's wieder aus dem Graben heraus.

Vorwärts, immer vorwärts! Dem zweiten Graben entgegen. Da droben dehnt er sich, dreihundert Meter entfernt — der feuerspeiende Graben.

Ein rauschendes Maisfeld lag dazwischen. Im Sprung kam die Schützen-



kette voran. Immer durch das rauschende Feld, dem unsichtbaren Feinde entgegen.

Jetzt hieß es — der Länge nach auf den Boden! Jetzt wieder — auf, mit Hurra voran! Wieder zu Boden! Eingraben!

Die Spaten wurden angesetzt. Zuerst vorn, wo die Kugeln herpfiffen. Da wuchs ein kleiner Damm empor, zum Schutze des Kopfes. Mühsam schafften sie's, Schaufel um Schaufel, im Liegen. So — das war nun geschehen. Und jetzt fühlten sie sich schon ein wenig geborgen. Aber die Arbeit ging weiter. Immer im Liegen. Höher hob sich vor ihnen der schützende Wall, tiefer und tiefer sank der

dampfende Leib in die Erde. Und endlich war er völlig geborgen; unschädlich spritzten die Geschosse über ihn weg.

Und jetzt begannen die Bayern das Feuer auf den unsichtbaren Feind.

Wohl eine Stunde mußten sie also liegen. Sie schossen und schwitzten und schossen.

Plötzlich hieß es wieder: Auf —!

Schade um die mühsam ausgehobenen, sicheren Gräben.

Sprungweise kamen sie vorwärts.

Wieder mußten sie sich niederwerfen und liegend schießen.

Noch einmal auf — wieder voran!

Endlich kamen sie aus dem Maisfelde heraus. Sechzig, siebzig Meter vor ihnen lief der feindliche Graben.

Sie warfen sich ein letztes Mal zu Boden.

Dann ertönte gellend das lang ersehnte Kommando: Auf — marsch, marsch — zum Sturm! Hurra!

Sie rumpelten in die Höhe und rannten brüllend über die offene Fläche ins feindliche Feuer.

Hannes brüllte aus vollem Halse wie die andern. Und wie die andern sprang er in den Graben hinunter.

Zwischen den engen Wänden brüllte Freund und Feind durcheinander. Handgranaten krachten, Getroffene sanken zu Boden. Stolpernd schoben sich die Lebenden den Graben entlang; man stürzte, man raffte sich auf. Alles verschwamm in zuckendem Feuer, alles wurde verschlungen vom Schreien und Brüllen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

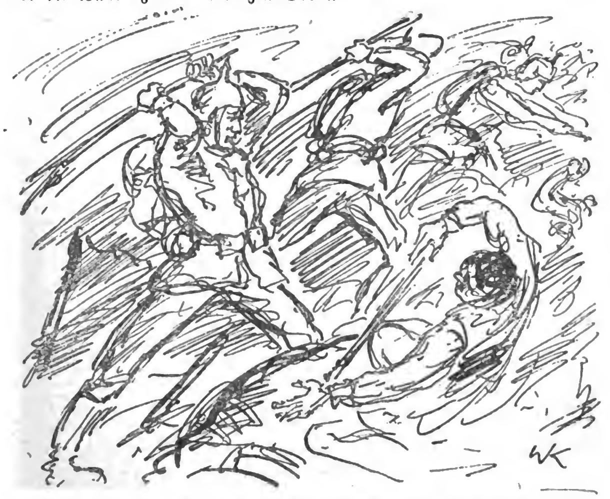
Als die Sonne hoch vom Himmel herableuchtete, rauschte der Strom gelb und schwer zu Tale, wie er gestern gerauscht war und ehegestern.

Und um dieselbe Stunde schob sich die vorgeschobene Altmannschaft des einen Volkes langsam und zähneknirschend, fechtend und fallend zurück vor der sieghaft anstürmenden Jungmannschaft des anderen Volkes.

Auf einen Pfiff hatten des Morgens um neun Uhr die Eisenkähne den Übergang erzwingen sollen. Um acht Uhr schon — eine Stunde zu früh — hatte irgendeiner zufällig dem Kameraden gepfiffen — — eine volle Stunde zu früh!

Gesegneter, dreimal gesegneter Pfiff, der um eine Stunde zu früh hatte ergehen müssen, um eine Stunde zu früh, wo noch der Nebel den Strom und die Kähne schützend verhüllte!

Als sich Hannes am Abend dieses heißen Tages irgendwo im Maisfelde erschöpft und staubverklebt zum Schlafe ausstreckte, da faltete er die Hände zu einem kurzen Gebet.



Dann lag er noch ein paar Augenblicke wach. Und noch einmal mußte er an die alte Zigeunerin drüben in dem fremden Dorfe denken.

Wasser nix!

Erde nix!

Jetzt wußte er's: Damit hatte sie die Schützengräben gemeint. Und halb im Traume murmelte er: ‚Feuer auch nix!'

Feuer—was Feuer? Den — ganzen Tag—war — er — im Feuer — gestanden — Feuer — auch nix.

Dann schlief er ein.

Viele Monate sollten vergehen, bis er wieder an die Worte der Alten dachte. Aber dann sagte er nicht mehr wie jetzt: Feuer — auch nix!

Eine schreckliche Metzelei

Hannes war Gefreiter geworden!

Vorwärts ging es. Wohin? Je nun, ins Morawatal, nach Süden, tief in das Land Serbien hinein.

Nach Süden. Soviel wußte jeder Soldat. Um das andere bekümmerten sie sich nicht weiter.

Die Offiziere werden's schon machen. Die haben ja Landkarten, auf denen steht alles. Die Herren Offiziere bringen ihre Leute gewiß nach Serbien hinein, genau dorthin, wo der schwarze Peter sitzt und wartet, bis man ihn fängt.

Landkarten!

Ja, wenn die Soldaten wüßten, wie schlecht diese Landkarten sind, wie die Führer fluchen, wenn sie den Vormarsch beraten.

Kompaß her!

Jawohl, Kompaß her. Der Schiffer bedarf der Nadel, wenn er auf weitem, wüstem Meere dem Ziele entgegenfährt. Und was wäre man hier in dem rauschenden, klirrenden Meere der ewigen Maisfelder ohne den Kompaß!

Vorwärts ging es, immer vorwärts. „Verdammter Mais!" sagten die Offiziere. „Verfluchter Mais!" jammerte die Mannschaft.

Mais, Mais, nichts als Mais vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis in die Frühe. Die einzelnen Pflanzen standen weit auseinander und waren so hoch gewachsen, daß sie zuweilen über Roß und Reiter zusammenschlugen. Nicht vier Schritte weit übersah man bei Tag unter dem blaßblauen Himmel und im gedämpften Scheine der dunstumflorten Sterne bei Nacht das Gelände.

Schritt um Schritt wichen die Serben von Norden nach Süden zurück, stellten sich zur Verteidigung der heimatlichen Erde, wichen ohnmächtig

wieder und wieder und suchten dem Feinde im Weichen nach Kräften noch Abbruch zu tun — fast immer unsichtbar im wogenden Maismeer.

Zäh drangen die Deutschen vor. Jeder Mann wußte es: nur der schärfste Sturmlauf konnte zum Erfolge führen. Nicht Tag, nicht Nacht durfte der Feind zur Ruhe kommen. Aus allen Tälern mußte man ihn treiben, von Höhe zu Höhe hinwegfegen.

Weit im Rücken der Infanterie kam jetzt auch allgemach die Artillerie voran.

Und fortan schwankte vor jedem Zuge der Schützenkette über den ruhelosen Wellen des Maismeeres an langer Stange eine kleine, gelbe Flagge mit schwarzem Kreuze. An diesem hochragenden Zeichen sahen die Kanoniere, wie weit die Linien vorgedrungen waren. Solange diese kleine, gelbe Kreuzfahne weithin erkennbar über den Feldern schwebte, flogen die Geschosse über die Köpfe der kämpfenden Deutschen hinein in den unsichtbaren Feind. Wehe, wenn sie gesunken wäre! Dann hätte sich das Grausigste ereignet, was es im Kriege gibt: die Vernichtung der eigenen Kameraden.

Vorwärts ging's. Und zahllose Gefahren bedrohten den Soldaten auf Schritt und Tritt.

So lagen immer wieder kleine Handgranaten mit abgeschraubter Sicherung, vorsätzlich verstreut, auf den Wegen. Trat einer darauf, dann war er verloren. Fand aber einer solch ein tückisches Ding, dann grub er ein Loch, legte die Granate sorgsam hinein und häufte Erde darüber.

Fort und fort mußten die Leute in Schützenlinien ausschwärmen. Sonst ging in dem wogenden Meere der Anschluß an die anderen Kompagnien verloren. Aber diese Menschenketten rissen immer wieder ab. Dann war die Gefahr groß, und Streifwachen mußten alsbald nach rechts und links ausgeschickt werden, die Kette zu flicken.

Mit einer solchen Streifwache tauchte Hannes eines Abends in das Dickicht des Maises. Die Kette war zerrissen, und immer wieder sausten die Serbenkugeln mit ihrem Pijjj—ju Pijjj—ju durch den Mais.

So geschwind als möglich schoben sich die drei vorwärts und spähten ins Ungewisse.

Da schlug ihnen widerlicher Verwesungsgeruch entgegen.

War's ein gefallenes Tier, oder war's die Leiche eines Menschen, die hier im Dickicht verfaulte?

Dem Geruche nach!

Ein freier Platz mitten im wogenden Feld. Übergossen vom purpurnen Lichte der sinkenden Sonne. Weit umher die Maisstengel zerbrochen, der Erdboden zerstampft. Hier hatten sie gekämpft auf Leben und Tod!

Fürchterlich ist der Geruch.

Und dort — Hannes hatte es zuerst erspäht — dort draußen am Rande lag, hochaufgebläht, ein totes Pferd.

Sie liefen hinüber. Sie standen und blickten mit großen, entsetzten Augen auf den toten Mann neben dem verwesenden Pferde.

Ein toter Mann ist nichts Seltenes im Kriege. Der Soldat ist gewöhnt an den plötzlichen Anblick toter Leute. Mit stumpfen Augen sieht er über die Leichen der Gefallenen am Wege und kehrt ihnen den Rücken.

Aber hier?

Die Feldgrauen standen wortlos mit verzerrten Gesichtern vor dem toten Reiter, krampfhaft umspannten die harten Fäuste den Gewehrlauf.

„Ein Ulan", sagte Hannes nach einer Weile und atmete tief auf.

„Ein Ulan", wiederholte ein anderer und wandte sich ab.

Hoch über ihnen platzte ein Schrapnell.

„Vorwärts!" befahl Hannes.

Es war keine Zeit, den toten Kameraden zur Erde zu bestatten.

Wortlos wandten sie sich. Einer von ihnen schlug das Kreuz über der Leiche. Hannes kehrte nach ein paar Schritten zurück, raffte eine Handvoll Erde auf und streute sie über den Verlassenen. Dann tauchten sie alle drei in den Mais.

Hinter ihnen lag der Ulan. Sein Waffenrock war aufgerissen, die geplünderten Satteltaschen standen offen. Er lag auf dem Rücken mit weitgespreizten Armen, als wäre er auf der serbischen Erde gekreuzigt. Und an Stelle der Augen klafften in dem verwesenden Antlitz zwei schwarze Löcher anklagend in den Goldglanz der sinkenden Sonne empor.

Es war ein versprengter preußischer Patrouillenreiter. Dem hatten die Serben die Augen ausgestochen. Dann war er unter Qualen ver-

schieden. Das war's, was da lag am Rande der Lichtung. Weiter war's nichts.

Ein armer Soldat aus dem fernen Preußenlande. Und irgendwo in jenem fernen Preußenlande saß wohl auch eine alte Mutter, wartete vielleicht ein grauer Vater, weinte in Sehnsucht eine verlassene Braut. Die mochten sich die Augen trübe weinen, wenn eines Tages die kurze



Nachricht kam — „Vermißt!" Er aber, der vermißt wurde, lag ausgeraubt, unkenntlich im serbischen Mais. Seine leeren Augenhöhlen wimmelten von häßlichen Fliegen. Und seine Augen hatten doch einst so hell, so hoffnungsfroh in die Welt, in die Augen seiner Lieben, in die Zukunft geschaut. — —

Die Streifwache kehrte zurück, die Kette war geflickt. Weiter ging's. Und von Mann zu Mann lief die Kunde von dem Geblendeten drüben im Maisfeld.

Das also waren die Serben?

Fäuste ballten sich, Flüche stiegen aus gepreßten Herzen.

Vorwärts — vorwärts! Rache für den barbarischen Frevel!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr abends. Sechs Tage und fünf Nächte waren sie marschiert. Der Himmel hatte sich überzogen, in undurchdringlicher Finsternis lagen die Felder.

Mit dem Gewehr im Arm ruhten die Leute, hingestreckt auf die harte, ausgedorrte Erde.

Da kam plötzlich der Befehl: Das Bataillon rückt vor und besetzt ein vom Feinde geräumtes Dorf am Rande des Feldes.

Gut. Immer vorwärts! Mit Gleichmut hört der Soldat dieses „Vorwärts" — hört's und gehorcht.

Auf also!

Und hinein in das Dorf! Und — wer hat's gesagt? Irgendeiner: Jetzt Rache, blutige Rache für den toten Ulanen! —

Nach einer Weile kamen sie auf eine schmale Lichtung hinaus. Da drüben mußte das Dorf liegen.

Aber da war kein Dorf. Nur ein finsteres Wäldchen. Gar keine Spur von einem Gehöfte. Totenstill lag das Wäldchen.

Sie marschierten hinüber. Taschenlampen blitzten auf. Ein Zaun aus Holzschwarten sperrte den Weg.

Hinter diesem Zaun mußte ein Gehöft liegen. Also nieder mit dem elenden Zaun!

Von Haus zu Haus drangen sie vor. Alle Türen wurden aufgestoßen, in alle Stuben und Ställe leuchteten erbarmungslos die Lampen.

Quartier!

Es war immer das gleiche Bild: Alte Männer, Kinder und Frauen saßen in der Finsternis der Wohnstuben und blickten halbgeblendet in das Licht und auf die eindringenden Deutschen.

Jetzt Rache für den toten Ulanen!

Rache? An wem denn? An wehrlosen Greisen, an schwachen Frauen und an unmündigen Kindern?

O nein, keine Furcht! Wenn auch da draußen im Maisfeld der schrecklich zugerichtete Deutsche liegt, der deutsche Knabe, den eure Landsleute geblendet haben — nur keine Angst! Deutsche Soldaten sind in den Frieden eures Dorfes eingebrochen. Das müssen sie, das ist ihr

Recht; denn sie leben mit euch im Krieg. Todmüde Soldaten sind's, mit wunden Füßen und schmerzenden Schultern, und sie wollen Quartier. Das ist ihr Recht. Und also müßt ihr aus euren Stuben und Kammern heraus und müßt dem Soldaten Raum geben, daß er sich wieder einmal strecken kann unter Dach und Fach. Nur keine Angst, ihr alten Männer, ihr Weiber jung und alt, ihr Kinder groß und klein. Mehr wollen sie nicht. Deutsche Soldaten sind's. Und deutsche Soldaten halten Mannszucht; deutsche Soldaten wissen, daß ihr Kaiser nicht mit friedlichen Bauern im Krieg liegt, sondern mit feindlichen Heeren. Also nur keine Angst. Es geschieht euch kein Leid — trotz dem toten Ulanen da draußen. —

Eng gepferdcht streckten die Krieger ihre Knochen aus und schliefen im Schutze der Wachen, bis es tagte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Rasttag. Der erste Rasttag seit dem Einmarsch in Serbien.

Ein feiner Regen ging herab und verwandelte den Staub der Straße in einen zähen Brei.

Überall im Dorfe flatterten weiße Fähnchen an den Häusern, die Zeichen der Unterwerfung unter die fremde Gewalt.

Schon hatte sich ein freundlicher Verkehr zwischen den Soldaten und den Dorfleuten angebahnt. Die Frauen halfen ihren Quartiergästen aus freien Stücken beim Putzen und Waschen der Kleider und Hemden. Rudelweise standen die Kinder und staunten.

Die Feldpost war ausgeteilt. Überall lagen die leeren Pappschachteln und Briefhüllen. Überall standen und saßen kauende, lesende, rauchende Soldaten. Dazwischen standen auch solche mit enttäuschten Gesichtern — Arme, die niemand in der Heimat hatten, der ihrer gedachte. Aber auch diese gingen zuletzt nicht leer aus. Immer wieder fand sich einer, der von seinem Überfluß an Bedürftige austeilte. —

Hannes hatte zwei Schachteln erhalten. Die eine war von seinen Pflegeltern, war schwer und fettig, und wie er sie öffnete, lachten ihm dicke, geräucherte Würste entgegen. Auch Hannes lachte sie an. Die andere Schachtel war kleiner und enthielt Schokolade und Zigarren.

In der kleinen lag ein Brieflein:

„Lieber Vitus! Da schickt Dir meine Mutter etwas zum Schna-

bulieren und mein Vater etwas zum Rauchen. Ich denke viel an Dich und beneide Dich sehr. Aber es vergeht ja eine Woche nach der anderen, mein Brustkorb ist sicherlich schon drei Zentimeter weiter geworden, und immer näher kommt der Tag, wo auch ich als Freiwilliger eintreten darf. — Wo Du nur sein magst? Wir haben keine Ahnung, wohin unsere Feldpaketchen kommen, wenn wir Armeekorps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon und Kompagnie darauf geschrieben haben. Vielleicht marschierst Du gar gegen die Serben? O wie beneide ich Dich! — Gott befohlen! Dein treuer Freund (hoffentlich bald Kriegskamerad)

Peter Düval."

In dem fettigen Paket aber lag ein Brief vom Metzgermeister Hannes:

„Lieber Sohn Vitus! Da schicke ich Dir etwas zu Deiner Menasche. Wir denken täglich an Dich und beten für Deine Rettung. Du darfst durchaus nicht denken, daß Du verlassen bist, weil Du keine rechten Eltern hast. Dafür hast Du doch uns, und ich denke, daß wir Dir alles getan haben, was nur Eltern tun können. Solang ich und die Mutter leben, hast Du auch Eltern, die Dich treu und aufrichtig lieben und um Dich besorgt sind. Wenn Dich ein Kummer drückt oder eine Sorge, dann wende Dich vertrauensvoll an uns, und was in unseren Kräften steht, wird für Dich getan. Sei nur brav und ordentlich, und unsere Herzen stehen Dir in treuester Liebe offen. Du machst uns in unseren alten Tagen zu glücklichen Menschen, wenn Du nur brav bleibst. Wie stolz wollen wir auf Dich sein, wenn wir sagen können: Seht, unser Vitus! Ich schließe in der Hoffnung, daß Dich mein Schreiben gesund und munter antrifft. Viele herzliche Grüße und Küsse

von Deinen Eltern."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hannes hatte den Brief gelesen. Dann las er ihn zum zweiten Male. Endlich steckte er ihn sorgsam in die Tasche.

Es zuckte um seinen Mund, um seine Augen. Wie gut, daß er allein auf dem Bänklein im Vorbau des Hauses saß. Denn wahrhaftig, jetzt rollten ihm die Tränen über die braunen Wangen. Das Heim-

weh nach all den lieben Menschen zu Hause hatte ihn mächtig gepackt. Er mußte weinen, der tapfere Hannes.

Aber siehe da, jetzt war er doch nicht mehr allein. Vor ihm stand ein kleines Serbenkind, ein Mädchen von etwa drei Jahren. Es war in bunte Tücher gekleidet, und aus dem gelblichen Gesichtchen glänzte ein Paar kohlschwarzer Augen zu ihm empor.

Hannes sah durch den Flor seiner Tränen auf das Kind.



Da griff er nach der Schachtel seines Freundes Düval und nahm ein Täfelchen Schokolade heraus.

Neugierig sah ihm das Kindchen zu. Dann sagte es etwas. Hannes konnte es unmöglich verstehen. Nicht nur, weil er nicht Serbisch gelernt hatte. Denn es ist zu vermuten, daß auch die ganz kleinen Serben sich in einer Sprache ausdrücken, die nur ihren Müttern geläufig ist.

Hannes gab dem Kindchen die Schokolade, nahm ein zweites Täfelchen für sich aus der Schachtel und biß hinein.

Unschlüssig blickte das Kind auf die Tafel, die es in der Hand hielt, und auf den Geber. Es hatte offenbar noch nie Schokolade gesehen.

„Gut — gut!" sagte der Bayer, schnalzte mit der Zunge und patschte sich auf den Magen.

Das Serbenkind schaute ihn an und sagte auch etwas. Nur schade, daß es Hannes wieder nicht verstand. Aber um so besser hatte das

Serbenkind begriffen und biß herzhaft mit den weißen, scharfen Zähnen ein Stück aus der Tafel.

Das schmeckte!

Hannes war ganz gerührt. Er hob das Kind auf seine Knie. Zutraulich lehnte es sich an seinen Arm und knabberte und schmierte sich Mündlein und Bäckchen braun.

Dann kam die Serbenmutter und stellte sich vor die beiden.

Hannes lachte und zeigte auf das verschmierte Gesichtchen. Die Serbenmutter lachte auch und sagte etwas zu Hannes, was dieser natürlicherweise wieder nicht verstand. Es war aber sicher nichts Böses.

Er nickte und lachte und schleckte seine Schokolade. Und seine Tränen waren längst wieder getrocknet.

*

So friedlich schien alles zu verlaufen in dem großen Dorfe Z. inmitten der unermeßlichen Maisfelder des Morawatales.

Aber es war ein trügerischer Friede. Unter seiner Decke lauerte der Krieg.

Gegen Mittag begann in demselben Dorfe ein ganz entsetzliches Morden und Metzeln.

Unschuldige Geschöpfe, denen der Blutdurst der Bayern galt, suchten sich mit Angstgeschrei zu retten, und überall, auf der breiten, schmutzigen Dorfstraße, zwischen den Gehöften, auf Angern und Wiesen leuchteten die weißen Kleidchen, gellte das Klagen wehrloser Flüchtlinge, erklang das Gebrüll einer entfesselten Soldateska.

Und die Offiziere? Wo blieben in dieser Schreckensstunde die Herren Offiziere?

Ach, die Offiziere standen nicht nur ganz untätig inmitten des Greuels der Verwüstung, sondern hatten sogar noch ihre grimmige Freude daran. Ja, manche von ihnen hielten sich die Seiten vor Lachen. Und ein blutjunger, kaum dem Knabenalter entwachsener Leutnant scheuchte sogar eines der fliehenden Geschöpfe, das sich in seine Nähe verirrt hatte, mit rauhem Hallo den erbarmungslosen Verfolgern in die Hände.

Nur merkwürdig, daß die serbischen Weiber und Kinder das Tun der deutschen Soldaten ganz billig und recht zu finden schienen und ihnen sogar noch bei ihrer Hetzjagd halfen. Und als das Morden zu

Ende, das letzte Todesröcheln verhaucht war, saßen in allen Gehöften des Dorfes die Weiber und Kinder und Greise und — rupften voll Eifer die Gänse und Enten, damit ihnen doch wenigstens die — — Federn verblieben.

Die Herdfeuer prasselten in den Serbengehöften, friedlich wirbelte der Rauch über dem Dorfe, die Gänse und Enten und Hühner schmorten. Die Soldaten schürten die Herdfeuer, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen beim Anblick der knusperigen Braten.

Andere Soldaten lagen müßig und lasen wieder und wieder die Briefe und Karten ihrer fernen Lieben.

In fremden, unverständlichen Lauten redeten die Greise und Frauen und Kinder um sie her. Aus den deutschen Briefen aber stiegen die süßen Laute der Heimat empor. Kinderlallen und Elternsehnsucht, Liebesworte und Hoffnungsgedanken spannen ihre Fäden, ihre goldschimmernden, tränenfunkelnden Fäden aus Deutschland über Berge und Ströme herüber in das Land des ewigen Maises — aus dem fernen Vaterlande, für dessen Freiheit auch hier die Feldgrauen marschierten und kämpften und litten und — wenn's also sein sollte — zu sterben bereit waren.

Der Kampf um das Serbendorf

Am nächsten Tage überschritten sie auf gebrechlicher Notbrücke die brausende Morawa.

Durch Mais und Gebüsch zog sich der Feind unter fortwährenden Kämpfen zurück. Durch Mais und Gebüsch rückten die Deutschen nach. In Mais und Gebüsch wurde genächtigt.

Das Wetter war umgeschlagen. Feiner Regen ging herab, durchnäßte den Mann bis auf die Haut und verwandelte das Land allgemach in einen Morast.

Tagelang zogen sie auf grundlosen Straßen im Tale weiter nach Süden. Bis an die Knöchel sanken sie ein. Das war anfangs. Dann aber zuweilen bis an die Knie. Und endlich waren sie überzogen mit einer untilgbaren Kruste von Schmutz.

Wenn sich der Feind doch nur einmal stellen wollte, der unsichtbare, untilgbare Feind in dem Meere der Maisfelder!

Gegen den Abend des fünften Tages gelangten sie in ein großes, reiches Dorf und bezogen Quartier.

Da plötzlich kam der Befehl: Das Bataillon bricht sofort auf und nimmt das nächste Dorf, das der Feind noch besetzt hält, im Sturm.

Hurra — nun wurde es ernst!

*

Das große Dorf S. lag im Dämmerlichte. Die Abendröte des Regentages warf ihren kupferigen Schein über das breite Moravatal. Dunkelblau, drohend nahe ragten die Berge.

Die Röte verblich. Wieder ging ein feiner Regen herab. Die breite Ortsstraße starrte von Schmutz.

Grunzend liefen die Schweine zwischen den Gehöften. Schnatternd badeten sich die Gänse und Enten in den Pfützen. Auf den Bäumen saßen die Hühner. Hunde bellten ahnungsvoll in den Abend hinaus.

Da und dort hing über einer Haustüre ein schwarzes Fähnchen und flatterte naß und trübselig im Winde, der stoßweise durchs Dorf wehte. In solchen Häusern trugen die Weiber schwarze Tücher und gedachten mit Tränen eines Vaters, eines Gatten, eines Sohnes, der fern von Haus und Hof im Kampfe für sein Vaterland gefallen war.

Drei Eskadrons serbischer Reiterei lagen in den Gehöften. Fremdes Volk war's aus dem Süden des Landes. Das sollte mit seinen Maschinengewehren den Vormarsch des Feindes aufhalten, solang es eben möglich war.

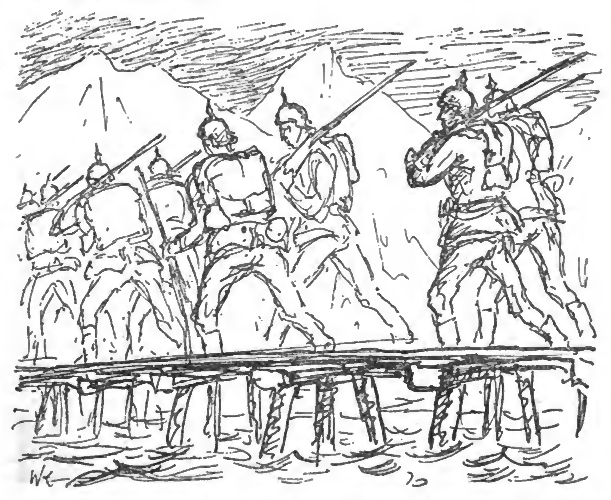
Fremdes Volk war's, und die Weiber und Greise seufzten unter dieser Besatzung.

Aber auch vor den anrückenden Heeressäulen der Deutschen fürchteten sie sich. In alle Dörfer war der Schrecken gedrungen. Die Deutschen trugen den Krieg ins Land. Und Krieg und Grausamkeit, diese beiden Begriffe, flossen den Kindern des östlichen Volkes in einen zusammen.

Doch was sollten sie tun? Fliehen mit schwachen Greisen und kleinen Kindern? Wohin denn? Das Tal entlang nach Süden? Hinein in die Berge? Ach, die Feinde rückten ja nicht nur auf der Straße heran. Kundschafter hatten es gebracht: wo nur immer ein Weg nach dem

Herzen Serbiens führte, den zogen die zahllosen Fremden mit unheimlicher Geschwindigkeit. Und im Südosten, wo der Timok die Grenze gegen Bulgarien bildet, kämpften schon die Soldaten des Königs Ferdinand mit denen des Königs Peter auf Leben und Tod.

Also blieben die Leute. Blieben und warteten geduldig und trugen die Last der Besatzung. —



Dumpfe Angst bedrückte die Wehrlosen. Dumpfe Angst herrschte auch in der niedern Stube des letzten Gehöftes am Nordrande des Dorfes.

Die neunzigjährige Urahne saß im Lederstuhle am geheizten Ofen. Klein war ihre Gestalt, gekrümmt ihr Rücken. Die gichtisch gebogenen Hände lagen gefaltet im Schoße, tief auf die Brust gesenkt war das weißhaarige Haupt.

Am Boden zu ihren Füßen spielten zwei kleine Kinder mit Holzklötzchen.

Ein Bub von zwölf Jahren rannte in die Stube: „Einen Hammer brauch' ich, sie kommen. Bei uns wird ein Maschinengewehr eingebaut."

Er riß eine Truhe auf und kramte darin.

Gebückt saß die Greisin und hob nicht einmal den Kopf.

Der Knabe hatte den Hammer gefunden und stürmte hinaus.

Eine junge Frau kam herein. Sie summte eine schwermütige Weise.

Die junge Frau schob einen Topf in die Ofenröhre und sang nun halblaut die Verse:

Seht ihr, wie die roten Rosen sprießen
und die Ströme rot zum Meere fließen?
Keine Hilfe, überall Verderben —
Wehe dir, du Volk der tapfern Serben!

Sie ging ans Fenster und starrte durch die schmutzigen Scheiben hinaus in den dämmerigen Hof.

Es war ganz stille in der Stube. Nur die Wanduhr tickte, und die Kindlein setzten ihre Klötzchen mit leisem Klappern aufeinander und bauten in Eintracht an einem Turm.

Draußen wieherte laut und unverschämt ein Pferd. Scharfe Rufe ertönten. Knarrend bewegte sich das Hoftor. Pferdehuf schlug hart an einen Stein. Abermals erscholl das laute, lustige Wiehern.

Mit leiser Stimme sang das junge Weib am Fenster:

Aber nimmer soll es dich verdrießen,
wenn die Ströme rot zum Meere fließen.
Laß die Rosen, keiner soll sie brechen;
denn die roten Rosen werden stechen,
und solang die Ströme Wasser haben,
wachsen immer wieder unsre Knaben!

Die Greisin hob den Kopf und sah aus den schwarzen Augen hinüber: „Sing nicht mehr. Ich kann das nicht hören."

„Mich tröstet das Lied", sagte die junge Frau gleichmütig und wandte sich nicht.

„Sie sagen, heute nacht kommen die Germanski", begann die Greisin.

„So meinen die Soldaten", antwortete die junge Frau.

„O Gott!“ klagte die Greisin. „Wie wird's uns ergehen?“

Das Weib am Fenster zuckte die Achseln: „Wer weiß? Aber die Unsern sind auch keine Engel.“

„Wie meinst du?“

„Geh vor zum Kaufmann. Alles erbrochen, alles geraubt.“

„O Gott, die Schande!“ jammerte die Alte.

Das junge Weib lachte bitter auf: „Sie sagen — wir oder die Germanski. Dann nehmen doch lieber wir's, ehe die Germanski kommen.“

„O Gott!“ jammerte die Alte. „Was haben wir den grausamen Germanski getan, daß sie einbrechen in unsere Täler?“

„Frag' du lieber: Warum haben Serbenleute den Österreicher erschossen? Was müssen wir uns einmengen in fremde Händel?“

Sie ging langsam vom Fenster weg und zündete die Öllampe auf dem Tische an. Dann hob sie das Licht an das bunte Bild des Königs empor, der aus kleinen, scharfen Augen herabblickte. Sein Schnurrbart stand steif hinaus. Über der Pelzmütze ragte der Reiherstutz. Er hatte die Rechte in die Seite gestemmt, die Linke umspannte den Säbelgriff. Seine Brust war mit Orden bedeckt. Und in großen Buchstaben war auf lateinisch unter dem Bilde zu lesen: ‚Gott meine Hoffnung zuerst.‘

Lang leuchtete das Serbenweib ihrem König ins Gesicht. Dann stellte sie die Lampe auf den Tisch und lachte höhnisch: „Was unter dem Bilde steht, weiß ich wohl. ‚Gott meine Hoffnung‘ sagt er, der Heuchler.“

Nach einer Weile krächzte die Ahne vom Ofen her: „Der elfte Juni 1903!“

„Jawohl, da haben sie den König Alexander und seine Königin ermordet“, antwortete das junge Weib. —

Die Tür wurde aufgerissen, und zwei Knaben stürmten herein: der Knabe, der den Hammer geholt hatte, und ein größerer.

„Es lebe Serbien!“ rief der Kleine. „Es lebe der König!“ rief sein Bruder.

„Was gibt's?“ fragte die Mutter.

Die Knaben schwiegen. Der Kleine stieß den Großen an.

„Was gibt's?" fragte sie zum zweiten Male.

„Unsere Schuhe —!" wagte der Große zu sagen.

„Jetzt noch, am Abend?"

„Ja, jetzt — Mutter, es muß sein."

In der offenen Türe zeigte sich die Gestalt eines Offiziers.

„Das Vaterland bedarf deiner Söhne."

„Dieser Kinder? Wozu?" Das Weib kam heran und stellte sich zwischen den Offizier und ihre Söhne.

„Zu einem Gang durch die Maisfelder, sonst nichts", sagte der Offizier.

„Ist es schon so weit, daß ihr unsere Kinder auf Kundschaft ausschicken müßt?" grollte das Weib.

Die beiden Kindlein zu Füßen der Alten hatten sich erhoben, standen an ihre Knie gelehnt und blickten verschüchtert herüber.

„Jeder muß dem Vaterlande dienen in solcher Zeit!" rief der Offizier. „Deine Söhne sind klug und gewandt. Es wird ihnen kein Haar gekrümmt werden."

„So — woher weißt du das?" fragte sie höhnisch. „Und warum schickst du nicht deine Soldaten in die Nacht hinaus?"

„Meine Soldaten sind fremd in der Gegend. Deine Söhne kennen jeden Fußweg im Felde."

„Mutter —!" begann der Große zu betteln.

„Mutter, laß uns gehn!" schmeichelte der Kleine.

Zornig rief das Weib: „Der Vater ist im Krieg. Seine sieben Brüder sind im Krieg. Soll das ganze Volk verderbt werden?"

Da ballte der ältere Knabe die Hände und trat dicht vor die Mutter: „Hast uns nicht selber das Lied gelehrt:

Und solang die Ströme Wasser haben,
wachsen immer wieder unsre Knaben?"

„Vorwärts!" befahl der Offizier. „Jede brave Serbenfrau ist stolz, wenn sie solche Buben hat, und denkt an nichts anderes als an ihr Vaterland."

Die Urahne am Ofen versuchte sich aufzurichten. Kraftlos sank sie zurück. Aber nun begann auch sie ganz vernehmlich:

Keine Hilfe, überall Verderben.
Wehe dir, du tapfres Volk der Serben!

„Ich leid's nicht!" schrie das junge Weib und zerrte ihre Knaben von der Türe zurück.

Weinend drängten sich die zwei Kleinsten noch näher an die gebrechliche Urahne.

Der Offizier trat einen Schritt vor. „Dann sage ich von Haus zu Haus allen, die es hören wollen: Da draußen im letzten Gehöfte wohnt eine serbische Frau, die ist so feige, daß kein Hund mehr einen Brocken aus ihrer Hand nimmt. Hast du verstanden?"

„O Mutter!" drängte der ältere Knabe.

Das Weib hatte sich an den Tisch zurückgezogen und lehnte sich an den Rand. Sie kreuzte die Arme unter der Brust. Keuchend ging ihr Atem.

Da erschien unter der Türe die hohe Gestalt eines weißhaarigen Serben. Sein Haupthaar stand wirr. Sein gelblichweißer Schnurrbart hing zu beiden Seiten herab. Tiefschwarze, buschige Augenbrauen starrten über schwarzen, funkelnden Augen.

„Vorwärts!" sagte er mit rauher Stimme. „Es muß sein. Sie sollen ihrem Volk dienen."

„Die Germanski werden sie in Stücke reißen!" heulte das junge Weib.

„Vorwärts!" sagte der Greis. „Vorwärts, sonst gehe ich selber."

Mit den zerlumpten Schuhen in den Händen, tappten die Serbenbuben triumphierend hinter dem Offizier aus der Stube.

Lautauf schluchzte das Weib und sank auf die Bank. Gerade unter dem Farbenbilde König Peters des Ersten.

Dann aber sprang sie empor, wandte sich gegen das Bild, hob drohend die Faust und schüttelte sie: „Sei verflucht, du da droben mit deinen glänzenden Orden!" Und sie streckte sich und riß das Bild herunter, daß es krachend auf die Bank schlug und zu Boden fiel. In tausend Scherben lag das Glas, und die Schuhe des Weibes stampften auf dem Bild ihres Königs.

„Das will ich dir nicht wehren", sagte der alte Serbe und ging aus der Türe.

Lautauf wieherte das Pferd im Hofe. Unverschämt lustig.

Trübe brannte die Öllampe in der niedern Stube, und die Angst hockte unsichtbar bei den Weibern und Kindern.

*

In der Dunkelheit marschierte die erste Kompagnie des bayerischen Regiments in Gruppenkolonnen aus dem Dorfe weit drüben im Maismeer. Hinter ihr die dritte Kompagnie.

Am Eisenbahndamme wurde halt gemacht. Wo sie standen, da warfen sich die ermüdeten Leute den Damm entlang zu kurzer, letzter Rast auf die Erde.

Hannes stand nahe bei seinem Hauptmann. Auch er war müde und durchnäßt. Aber in seiner Erregung spürte er nichts von Nässe und Müdigkeit. Er legte sich nicht.

Ein Offizier kam aus dem Dorfe gesprengt. Beim Hauptmann parierte er das Pferd und stieg ab. Leise besprachen sich die beiden.

Hannes spitzte die Ohren. Er hätte zu gerne gehört, was der Adjutant mit dem Hauptmann verhandelte. Aber die beiden sprachen zu leis.

Eine Taschenlampe blitzte auf. Die Offiziere beugten sich über eine Karte.

Vom Dorfe kam Kolonne auf Kolonne zum Bahndamm.

Wieder sprengte ein Offizier aus der Finsternis heran. Diesmal ein Artillerist. Und nun ratschlagten die drei.

Der Artillerist jagte zurück, und die Kompagnie marschierte auf der Straße und zu beiden Seiten in den Wiesen die Straße entlang.

Nach einer halben Stunde entwickelten sich die Schützenlinien.

Kein Mensch wußte, wie stark der Feind im besetzten, unsichtbaren Dorfe war.

Lautlos rückten die Bayern vor.

Es regnete nicht mehr. Zerfetzte Wolken jagten am Himmel. Der Mond leuchtete auf und warf jagende Schatten über das Land.

Durch eine stachelige Hecke ging es aufs neue in Maisfelder hinein. Jedes Feld war in dieser Gegend mit dünnen Akazienhecken umfriedigt.

Unaufhaltsam ging es vorwärts aus dem Schmutz des einen Feldes durch die Dornhecken in den Schlamm des andern Feldes. In Klumpen

trugen sie die Erde an ihren Stiefeln. Maisfelder, nichts als Maisfelder, soweit sie kamen.

Hannes lief in der vordersten Schützenlinie. Da sah er plötzlich einen Schatten auftauchen und wieder verschwinden. In gewaltigen Sätzen rannte er ihm nach. Jetzt huschten zwei Schatten vor ihm her. Ein kleiner Kerl stolperte, raffte sich auf und entwischte behend. Aber Hannes hatte lange Beine. Noch ein paar Sätze, dann packte er den Knaben. Lautlos wand sich dieser unter der Faust des Riesen.

Die Schützenkette kam heran. Der Mond brach einen Augenblick durch die jagenden Wolken und beleuchtete ein trotziges, käsweißes Kindergesicht.

„Zwei waren's", meldete Hannes. „Der andere ist durch."

Halblaut fluchte der Hauptmann: „Die Himmelsakermenter stellen ja ihre Kinder auf Vorposten!"

Er rief einen Mann: „Bringen Sie den Buben zurück zum Regimentsstab. Und daß ihm kein Haar gekrümmt wird! Verstanden?"

Hannes war heilfroh, daß er seinen Gefangenen nicht selbst abführen mußte, und blieb dem Hauptmann hart auf den Fersen.

Sie kamen aus den Maisfeldern an ein einzelnes Gehöft. Wütendes Hundegebell scholl ihnen entgegen. Wie besessen fuhren die großen Tiere den Schwartenzaun entlang.

Verfluchte Köter!

Hannes riß das Seitengewehr aus der Scheide und stach blindlings zwischen die Schwarten. Wildes Geheul eines Getroffenen antwortete. Noch ärger als vorher tobte die Meute.

Aber jetzt brach es auch los: ein fürchterliches Feuer aus unsichtbaren Gewehren.

Hinter schweren Wolken hatte sich der Mond versteckt.

Die Leute warfen sich auf die Erde und schossen blindlings in die Dunkelheit, was aus ihren Gewehren heraus wollte.

Die Hunde tobten, die Schüsse knatterten und krachten. Und jetzt — tack — tack — —, von links und von rechts Maschinengewehre.

Dort hinter einem Wall von Buschwerk und Bäumen mußte das Dorf liegen. Ganz nahe. Aber es war nichts zu sehen. Nur das Mündungsfeuer der serbischen Gewehre schlug auf der ganzen Linie fortwährend aus dem Buschwerk heraus.

Lange währte die Schießerei. Das Gebell aber war verstummt.

Gott sei Dank, da krachen weit rückwärts die deutschen Kanonen! Jetzt wissen die Serben, daß es Ernst ist, und ihr Feuer wird schwächer und schwächer.

Der Hauptmann sprang auf und brüllte: „Drauflos — Leute! Auf — marsch — marsch!"

Die ganze Schützenlinie rumpelte in die Höhe, und im Lauf ging's mit brausendem Hurra gegen das unsichtbare Dorf.

Jetzt waren sie hart daran. Immer noch fielen vereinzelte Gewehrschüsse.

Aber unaufhaltsam drangen die Deutschen hinein.

— —

Auf der breiten Straße sammelte sich die Kompagnie.

Jetzt galt es, die Gehöfte abzusuchen. Nach allen Richtungen verteilte sich die Mannschaft. Hannes blieb bei seinem Hauptmann.

Sie kamen an das nächste Haus. Die Läden waren geschlossen.

Die Türe wurde aufgestoßen, der Hauptmann trat ein.

Sie standen in einer großen, niedern Wirtsstube. In der Mitte hing von schwarzer Balkendecke eine kümmerliche Öllampe. Zwei Tische waren besetzt. Lauter alte Männer mit kleinen Gläsern vor sich. Schweigend saßen sie und hatten die runzeligen, finstern Gesichter zur Türe gewandt.

„Soldaten im Haus?" rief der Hauptmann.

Die Serben schwiegen und glotzten.

„Keiner da, der Deutsch kann?"

Sie rührten sich nicht.

„Weiter!" befahl der Hauptmann und wollte gehen.

Da erhob sich ein steinalter Mann und drohte mit der geballten Faust gegen den Farbendruck, der auch hier an der Wand hing — das Bild des Königs.

Langsam senkte er die Faust bis zu seinem Halse, öffnete sie und machte die Gebärde des Gurgelabschneidens. Dann setzte er sich wortlos und nahm einen Schluck aus dem Schnapsglas.

„Recht so!" lachte der Hauptmann. „Besorg's, wenn du ihn triffst!"

Er wandte sich und ging hinaus. Hinter ihm tappten die andern Soldaten. Und sie gingen weiter von Gehöft zu Gehöft.

Fast überall wiederholte sich derselbe Anblick: in kümmerlich beleuchteten, niedern Stuben hockten Weiber, Kinder und Greise. Verständigen konnte man sich nicht mit ihnen — also ließ man sie ruhig sitzen. Aber es war bald kein Zweifel mehr übrig: die serbische Streitmacht hatte das Dorf geräumt.

Die Kompagnie sammelte sich auf der finstern Dorfstraße. Etliche Gefangene standen abseits in einem Häuflein.

Ein Patrouillenführer meldete: „In dem Gehöft dort hinten ist ein Kramladen. Alle Schubladen sind herausgerissen. Alles ausgeplündert. Ein Weib mit vielen Kindern sitzt drinnen und heult. Hab' sie gefragt: Germanski? Da hat sie geschrien: Serb! Serb!"

Der Hauptmann sagte verächtlich: „Und übermorgen heißt es dann: Das haben die Deutschen getan."

— —

Die Kompagnie stieß auf der Straße bis an den Südrand des Dorfes vor, zog sich in Schützenlinien auseinander und begann, sich einzugraben.

Vor ihnen rauschte ein Maisfeld. Es war stockdunkel.

Da blitzt es wieder auf in der wogenden, rauschenden Finsternis, Schüsse krachten. Maschinenfeuer tackte darein. Aber unschädlich flogen die Geschosse hoch über die Linie ins Dorf.

Die Bayern lagen und schossen aufs Geratewohl in die Finsternis.

Es war kein rechter Ernst mehr im feindlichen Feuer.

Dann und wann noch ein Aufblitzen, ein Krachen. Dann verstummte alles. Der Feind zog ab.

Das Maismeer rauschte im Winde.

— —

Endlich stolperten die abgelösten Soldaten durch den Schlamm der Straße zurück. In Eile wurden sie beim Scheine der Taschenlampen in die Gehöfte verteilt.

Herrgott, wie das wohltat, den schweren Lederranzen vom Rücken reißen und in die Ecke feuern!

Schreckensbleich standen die Weiber mit ihren heulenden Kindern.

Bald aber sahen sie ganz verwundert, daß ihnen keiner etwas zu leide tat.

Sie atmeten heimlich auf, brachten von selbst, was sie hatten: Brot und Fleisch und in großen Krügen den köstlichen Zwetschenschnaps.

Durch Zeichen suchten sich die Bayern zu verständigen. Da und dort hatte einer auch schon einen serbischen Brocken aufgeschnappt und brachte ihn nun an die fremde Frau, ganz unbekümmert, ob es das richtige Wort war.

Wachen wurden aufgestellt. Weiber und Kinder und Greise wurden aus den Stuben und Kammern getrieben und konnten schauen, wo sie sich bargen für die Nacht.

Todmüde sanken die Krieger zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hannes hatte mit seiner Gruppe bis ans andere Ende des Dorfes zurück müssen. Jetzt standen sie vor einem abgelegenen Gehöfte.

Es war wohl das richtige.

Das einstöckige Haus hatte einen echt serbischen Vorbau mit hölzernen Säulchen und einem Holzgatter.

Die Soldaten rissen das Gatter auf und drangen ein. Die Haustüre war versperrt.

Sie rüttelten. Sie schlugen mit den Kolben darauf. Endlich sprengten sie die Türe mit ihren schweren Stiefeln.

Die Taschenlampen blitzten auf. Hannes ging den andern voran.

Noch brannte die Öllampe in dem niedern Raume, noch saß die Urahne in ihrem Lederstuhle am Ofen. Aber die Kinder waren nicht mehr bei ihr. Wo sie mit ihren Klötzlein gespielt hatten, kauerte jetzt das junge Weib, und neben ihr hockte einer der Knaben. Hinten am Tisch aber, wo König Peters Bildnis von der Wand gestürzt war, saß der weißhaarige Serbe mit den funkelnden Augen unter den finstern Brauen.

„Quartier!" sagte Hannes und stieß den Gewehrkolben auf den Boden. Da warf der alte Serbe ein Tuch über den Tisch.

Mit zwei Sätzen war Hannes in der Ecke. „Was unter dem Tuch?" brüllte er und riß das Tuch weg.

Der Alte rührte sich nicht und starrte ihn an. Drei Revolver lagen auf der Tischplatte.

„Hände hoch!" brüllte Hannes und setzte ihm die Gewehrmündung auf die Brust.

Hellauf schrie das junge Weib am Ofen.

Der Alte aber schien zu verstehen. Langsam hob er die Hände gegen die niedere Decke.

Das junge Weib hatte sich auf die Knie geworfen und rutschte heran,



hob die gefalteten Hände zu Hannes empor und schrie heulend in unverständlicher Sprache. Regungslos saß der Serbe mit hocherhobenen Händen und wandte die funkelnden Augen nicht von seinem Bezwinger.

„Drück' los!" rief einer von den Soldaten. „Der hat nichts Gutes im Schild geführt. Denk' an den Ulan!"

„Ach was!" sagte Hannes, zog das Gewehr zurück und schob den Tisch zur Seite. „So ein alter Kerl, den darf man doch nit gleich erschießen."

„Jawohl — und die geladenen Schießeisen da auf dem Tisch?" murrte der Soldat.

„Auf!" befahl Hannes und zerrte den Alten an der Jacke hervor.

Schwerfällig folgte dieser.

Da umklammerte das junge Weib die Knie des Feldgrauen und begann in unverständlichen Lauten zu ihm emporzubetteln.

Hannes schob sie sachte mit dem Fuß zurück und meinte gutmütig: „Es geschieht ihm ja nix, dem alten Halodri."

„Gar nix", bekräftigte der Schwabe mit seinem tiefen Basse.

„Aber 'naus muß er aus der Stube da, der schlechte Kerl!" sagte Hannes.

Der Knabe war auch herangekommen und sah von der Seite her unverwandt zu Hannes empor.

Angstvoll blickte das kniende Weib von einem zum andern. Jetzt erhob sie sich und trat einen Schritt zurück.

Da drängte sich der Knabe an sie und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr.

„Vorwärts!" sagte Hannes und zerrte den Alten in die Mitte der Stube.

Aufs neue stürzte das Weib vor seine Füße und redete zu ihm empor.

Hannes schüttelte den Kopf und zuckte ratlos die Schultern.

Da sprang sie auf und zog den Knaben heran und suchte sich mit Zeichen verständlich zu machen. Deutete auf den Knaben. Reckte den Daumen. Wies mit ausgestreckter Hand in die Ferne. Schüttelte den Kopf und sah ihn fragend an.

Da faßte der Riese den Knaben scharf ins Auge. Nickte. Lachte breit. Hob zwei gespreizte Finger. Deutete auf den Knaben. Hob den Daumen hoch. Wies auch in die Ferne und hob den Daumen zum zweitenmal.

Mit gefalteten Händen stand das Weib.

„Zwei Buben", sagte Hannes und hob wieder zwei gespreizte Finger.

„Zwei Buben“, sagte plötzlich der alte Serbe.

„Holla, der kann ja deutsch?“

Der Serbe schüttelte das weiße Haupt: „Nix deitsch.“

„Alter Halodri!“ rief Hannes. „Nu, vielleicht aber doch! Sag's ihr: Anderer Bub nix tot.“

Er setzte das Gewehr ab, legte den Lauf in den Arm und kreuzte die Hände. „Nix tot. Gefangen. Wird ihm gar nix geschehen.“

Der alte Serbe sprach mit unbewegtem Gesicht auf das Weib hinüber.

Da hob dieses ihre gefalteten Hände gen Himmel, ging zur Ahne und beugte sich flüsternd über sie.

„Vorwärts!“ rief Hannes und schob den Serben aus der Stube. „Ihr auch — alle fort!“

Das junge Weib stand vor Hannes und machte Zeichen, als wollte sie etwas auf den Boden hinbreiten.

Hannes nickte: „O ja — Decken — aber geschwind!“

Sie lief mit dem Knaben hinaus und schleppte Stroh und Decken herein. Dann ging sie noch einmal, kam und stellte einen Krug auf den Tisch, daneben legte sie Brot und Käse.

Der Schwabe hob den Krug und roch hinein. „Zwetschenschnaps!“

Sorgsam führte das Weib die Urahne hinaus. Humpelnd hing diese an ihrem Arm.

Die Soldaten verrammelten die Türe, untersuchten die Wände, aßen ein weniges und streckten sich endlich aufs Stroh.

Kurze Zeit danach zitterten die Wände von ihrem Schnarchen.

Tief in den Bergen

Es war eine kalte Novembernacht mitten in den serbischen Bergen, eine Nacht von wundersamer Klarheit. Wieder stand der Mond am schwarzblauen Himmel, und in seinem Lichte gleißten und funkelten die Spitzen und Kämme, Hörner und Zacken. Es war alles greifbar nahe und doch wieder märchenhaft, feierlich stille ins Weite gerückt. Es war eine Nacht voll des Friedens im Wirbeltanze des Krieges.

Hoch über dem schmalen Saumpfade lag an einem Felsen auf sanft geneigter Fläche eine große Hütte. Entblätterte Bäume reckten hinter ihr die knorrigen, wetterharten Äste zum Himmel empor. Am Wege rauschte der Wasserstrahl eines Brunnens in einen moosigen Holztrog.

Es war eine ärmliche, strohgedeckte Hütte mit hölzernem Vorbau — einem Dächlein, getragen von kurzen, altersgrauen Säulchen.

Unter diesem Dächlein war wohl einst in Friedenszeiten des Abends ein feierndes Elternpaar gesessen und hatte frei hinausgeblickt über das herrliche Heimatland. Ein serbischer Hirte mit kühnem Antlitz und scharfen Augen; ein Weib mit buntem Tuch um den Kopf. Und vor ihnen wimmelte es von Kindern und von seltsam langhaarigen Schweinen, die fast anzusehen waren wie schmutzige Schafe. Leise und melodisch klangen von nah und fern die Glöcklein des weidenden Viehes, das Brünnlein rauschte, die Blätter flüsterten, und aus dem Abzugsloche des Daches wirbelte der bläuliche Rauch.

Wohl mochte vorzeiten ein tapferer Serbe da oben gehaust haben. Wohl hatten Schweine gegrunzt, Kinder gejauchzt, Glöcklein gebimmelt. Wohl war aus der Tiefe des Tales manch ein hochbepacktes Saumpferd friedlich vorübergezogen. Alles vorzeiten.

Jetzt aber war Krieg.

Hatte in dieser Hütte ein Mann gewohnt, dann kämpfte er irgendwo draußen — oder schlief irgendwo unter einem roh gebundenen Holzkreuz. Seine blutbefleckte Mütze hing daran, und auf einem flatternden Zettel stand mit halbverwaschenen Buchstaben: Hier ruht ein Serb.

Hatten vor dieser Hütte Kinder gespielt, dann waren sie mit ihrer Mutter vor den eigenen Landsleuten und vor den einbrechenden Feinden entwichen.

Kein Vieh blökte weit und breit, kein Glöcklein klang. Nur der Brunnen rauschte wie vorzeiten.

Ein toter Pony lag dabei am Wege. Ein schwarzes Tierchen mit dichten Haaren. Es war zusammengebrochen und hatte sich im Todeskampfe noch einmal auf den Rücken gewälzt. — Nun lag es da, und die Fäulnis hatte ihr Vernichtungswerk begonnen. Hochaufgetrieben war der Leib, die Beine starrten steif in die Luft.

Zu Tausenden, zu Zehntausenden säumten die Leichen dieser Geschöpfe die endlosen Straßen und Pfade des serbischen Landes. Auch sie erbarmungswürdige, schuldlose Opfer des Krieges.

Dünste der Verwesung stiegen aus dem Leichnam des kleinen Pony, und in seinen verglasten Augen blinkte traurig das Mondlicht.

Alles schien verlassen, verödet zu sein.

Aber da — aus dem Abzugsloche des Daches wirbelte noch immer so friedlich, als wäre eine Mutter drinnen und kochte den Kindern die Suppe, der bläuliche Herdrauch!

Und jetzt knarrte auch die Türe, und ein großer, hagerer Mann in serbischer Uniform trat unter den Vorbau, öffnete das Gatter und kam die Stufen herab. Aus der offenen Türe drang das Gemurmel vieler Männerstimmen.

Da wandte der Serbe den Kopf, reckte den Hals und spähte in die Tiefe, aus der sich der Saumpfad emporzog. Langsam hob er die Hand, machte sie hohl und legte sie hinter das Ohr. Dann ging er bis zum kleinen Pony und lauschte hinab.

Mit langen Schritten schlich er zurück in die Hütte und schloß ihre Türe.

Wieder lag die Hütte friedlich im Scheine des Mondes, und der Brunnen rauschte vernehmlich sein eintöniges Lied.

Eine kleine, weiße Wolke fuhr aus dem Rauchloch zwischen die Äste empor. Man hatte wohl aus irgendeiner Ursache das Feuer auf dem Herde mit einem Wassergusse gelöscht.

Im Nu verflüchtigte sich das weiße Wölklein, und jetzt lag auch die Hütte wirklich wie ausgestorben. Nur zwischen den Holzgittern der Fensterhöhlen zur Rechten und Linken der Türe, im tiefen Schatten, drohten etliche Gewehrläufe. Kein Mensch konnte sie vom Saumpfade aus wahrnehmen.

Schwere Schritte genagelter Schuhe kamen in die Höhe. Hell und spitzig klang dazwischen das Aufstoßen von Stachelstöcken auf dem Steinwege.

Drei feldgraue Pickelhauben tauchten auf. Es war eine preußische Streifwache.

Am Brunnen machten sie halt, hoben die Helme ab, wischten den Schweiß von den Stirnen und atmeten tief auf.

„Jetzt marschieren wir volle neun Stunden", sagte einer. „Ich bin müde zum Umfallen."

„Wir müssen weiter", mahnte der Führer.

Der dritte bückte sich und trank in tiefen Zügen. Dann wischte er sich mit dem Handrücken den schwarzen Schnurrbart und lachte: „Da können wir noch lange laufen, bis wir die Bayern treffen. Ich finde es hier oben doch recht einsam. Bei Muttern zu Hause wär's besser."

„Wir müssen die Bayern treffen, koste es, was es wolle", sagte der Führer.

Der mit dem Schnurrbart vollendete seine Rede: „Solche Berge habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Ich denke, da könnte man unversehens verschwinden, und kein Hahn krähte danach."

„Wie Gott will. Aber nu vorwärts!" mahnte der Führer.

Sie stapften bergan, einer hinter dem andern auf dem schmalen Saumpfade, den Abgrund entlang, unter der Hütte vorüber.

Schon wandten sie der Hütte den Rücken, schon waren sie nahe der Felsennase, um die sich der Pfad steil in die Höhe wand. Da krachten Schüsse und zerrissen die majestätische Ruhe.

Der Widerhall fuhr von Wand zu Wand und donnerte von Höhe zu Höhe.

Der letzte Mann sank lautlos in sich zusammen und fiel aufs Gesicht und wälzte sich im Todeskampf über den Rand in die Tiefe. Der mittlere warf die Arme in die Höhe. Stock und Gewehr klapperten auf dem Felsen. Er sank rückwärts und blieb röchelnd im Wege liegen. Der Führer aber stieß einen Schrei aus, lief noch zwei Schritte und schlug der Länge nach hin.

Die Türe der Hütte öffnete sich, und die Serben rannten heraus. Ein Mann nach dem andern — zehn, fünfzehn, zwanzig — achtundzwanzig.

Noch röchelte der eine, der mit dem schwarzen Bärtchen. Da rissen sie ihm schon den Tornister vom Rücken, durchwühlten seine Taschen, zogen ihm die Kleider vom Leibe, rissen Brot und Fleisch aus seinem Leinenbeutel und ließen ihn liegen. Den verwundeten Führer aber schleiften sie im Trab zur Hütte empor.

Nach einer Weile rannten zwei Serben zurück und stießen die ausgeraubte Leiche über die Felsen hinab in den Abgrund.

In hehrer Klarheit stand der Mond über dem Land und warf die Schatten des knorrigen Astwerkes auf Hütte und Felsen. Vernehmlich rauschte der silberne Strahl in den bemoosten Brunnentrog. —

Drei Stunden mochten mit dem rauschenden Wasser verronnen sein. Es war stille, feierlich stille. Nur zuweilen kamen halb unterdrückte Wehlaute aus der Hütte. Kein Rauchwölkchen wirbelte über dem Dache zwischen den Ästen. Schwarz glotzten die holzvergitterten Fensterhöhlen.



Schritte klangen von fernher durch die Nacht und wieder tönte dazwischen hell und spitzig das Aufstoßen von Bergstöcken auf dem Gestein.

Von oben herab kam eine deutsche Streifwache, sechs Mann hoch, feldmarschmäßig bepackt wie vorher die Preußen.

Schweigend gingen sie einer hinter dem andern. An der Spitze aber, breit und groß, mit langem, goldblondem Vollbart, ein Unteroffizier.

Jetzt bog der Führer um die Felsennase.

Da stutzte er, hob die Rechte und winkte ab.

Wie angewurzelt standen die Soldaten.

Er bückte sich und hob eine feldgraue Pickelhaube vom Wege auf.

Vorsichtig zog er sich hinter die Felsennase zurück. „Da spukt's,

ihr Leut'", sagte er in altbayerischer Mundart. „Bleibt stehen. Will schauen, was los ist."

Behutsam schlich er vor, um den Felsen herum. Da sah er nach wenigen Schritten eine Lache geronnenen Blutes und sah auch die Hütte, die so friedlich dalag im Mondschein.

Schleunig zog er sich zurück.

„Ihr Leut', da steht eine Hütte. Und ich weiß nit, aber die Hütte kommt mir halt gar nit geheuer vor, so wahr als ich der Unteroffizier Ertel aus Buch bin. Ich hab' was gehört aus der Hütte. Aber vorbei müssen wir einmal. Da hilft uns nix. Denn wir müssen auf die Preußen treffen, kostet's, was es will. Also — die Hütte müssen wir nehmen. Und also teilen wir uns ab. Du und du, ihr kommt mit mir, wir stürmen von vorn. Und du, Hannes, nimmst dir die andern und schleichst dich mit ihnen von hinten heran. Und wenn ich hurra schrei', dann drauf, und schreit nur, als wenn unser zwölf wären."

„Das wollen wir machen", sagte Hannes leise. „Also vorwärts, kommt mit!"

„Pst — noch eines!" Der Unteroffizier Ertel aus Buch bekreuzigte sich. „Wenn mir etwa vielleicht 'was Menschlich's zustoßen tät, dann ist natürlicherweis' der Gefreite Hannes der Führer. So — und jetzt halt vorwärts in Gott's Namen!" —

Hannes und seine Leute tappten so leis als möglich zurück um den Felsen und schlichen die Hütte von hinten an. Der Führer verschwand mit den Seinigen vorn um die Felsnase.

Da krachte ein Schuß.

„Hurra!" brüllte Hannes. „Hurra!" brüllten seine Leute aus Leibeskräften, als wären sie ein Dutzend. Und schon waren sie hinter der Hütte, stießen die Holzgitter der Fensterhöhlen ein und schossen aufs Geratewohl in die Finsternis.

Schüsse krachten, Menschen brüllten, Schläge donnerten gegen verschlossene Türen.

„Hannes — da her, da her!" schrie einer mit gellender Stimme.

„Schaut, wie ihr 'nein kommt!" schrie Hannes und rannte nach vorne.

Schüsse krachten.

Zu zweit standen sie vor der verschlossenen Türe und hieben darauf.

„Der Ertel ist erschossen!" keuchte einer.

Zu dritt warfen sie sich gegen die Türe. Da wich sie mit Krachen. Der niedere Raum war voll von Menschen. Da ging's wie der Blitz. Krachend fielen die Kolben auf die Schädel.



„Germanski!" brüllte einer und dann noch etwas Unverständliches.

Da rasselten viele Gewehre zu Boden, und viele Hände hoben sich zur niedern Decke empor.

„Halt!" donnerte Hannes und riß einen Kameraden zurück, der in sinnloser Kampfeswut aufs neue gegen den Haufen eindrang.

So grausig das Geschrei und Gestampfe gewesen, so stille wurde es jetzt in dem niederen Raum, der notdürftig vom Mondlicht erhellt war.

Um die Hütte stürmte einer mit langen Sätzen. Unter der Türe schrie er: „Der Schmidt ist erschossen."

Wie ein Schlag fuhr es durch Hannes: Jetzt sind wir nur noch zu viert gegen den Haufen.

„Raus!" brüllte er den nächsten Serben an und zerrte ihn am Arm ins Freie. Und du, Huber, bleibst bei den Schießprügeln da.

Einer nach dem andern kamen sie waffenlos heraus, und nun standen ihrer fünfundzwanzig in einer Reihe und sahen mit grimmigen Gesichtern verwundert auf die drei deutschen Gewehre.

Aber Hannes ließ ihnen keine Zeit zur Besinnung. Er verbarg seine heillose Angst hinter gewaltigem Brüllen. Als wäre er auf dem Kasernenhof und hätte dumme Rekruten vor sich, schritt er die Reihe ab und brüllte jedem einzelnen mit fürchterlich rollenden Augen ins Gesicht. Und die wetterharten, verwegenen Krieger standen und glotzten wie Schafe.

Einem nach dem andern durchsuchte er die Taschen. Messer, Dolche, Pistolen nahm er ihnen ab und warf alles, was er doch nicht brauchen konnte, über die Felsen hinunter.

Schweigend standen die überrumpelten Serben und ergaben sich in ihr Schicksal.

Dem Mutigen gehört die Welt!

„Da liegt ein Deutscher!" rief der Soldat in der Hütte. „Der lebt."

Hannes schrie den Kameraden zu, sie sollten aufpassen, so lieb ihnen ihr Leben. Dann war er mit ein paar Sätzen in der Hütte.

Da lag in einem Winkel auf dem nackten Lehmboden der verwundete Preuße im geronnenen Blut.

„Anpacken!" befahl Hannes.

Behutsam trugen sie den Stöhnenden ins Freie.

Er war an Händen und Füßen gefesselt. Mit Draht! Aus dem tief eingeschnittenen Fleisch der Gelenke sickerte das Blut. Dunkelblau waren die abgestorbenen Glieder.

Sorgsam löste Hannes die Bande. Dann richtete er sich hoch auf und schüttelte die geballte Faust gegen seine Gefangenen.

Trotzig standen die einen, mit scheuen Blicken die andern.

Der Verwundete kam zu sich: „Wo bin ich denn?"

„Bei Kameraden", sagte Hannes und führte seine Flasche an den trockenen Mund, schob die Hand unter sein Haupt und hob es ein wenig empor.

Gierig trank der Mann. „Danke dir, danke dir."

Sorgfältig untersuchte ihn Hannes. Ein Schuß hatte die rechte Schulter zerschmettert.

So gut es ging, legte er in der Eile einen Notverband an.

Mit zusammengebissenen Zähnen, keuchend vor Schmerzen lag der Preuße. Dann aber sagte er mit matter Stimme: „Dank, Dank dir, Kamerad. Bist ein Samariter. Gott lebet noch."

Hannes erhob sich. Sein Plan war fertig.

Zunächst untersuchte er den gefallenen Unteroffizier, der friedlich, mit gebrochenen Augen, nahe dem Felsenwege auf dem Rücken lag. Herzschuß. Keine Spur mehr von Leben. Behutsam drückte er ihm die Augen zu.

Er hatte ihn gern gehabt, den biedern Johann Ertel aus Buch. Und jetzt war der auch tot. „Sä la gerr'" dachte Hannes in der Sprache des gefangenen Franzosen zu Hause und lief hinter die Hütte, den andern Gefallenen auch zu untersuchen.

Kopfschuß. Keine Spur von Leben.

Auch ihm drückte er die Augen zu und nahm die Erkennungsmarke an sich.

Jetzt aber wurde es höchste Zeit.

Er trat vor seine Gefangenen und musterte sie mit grimmigen Blicken. „Kann einer Deutsch?"

Zunächst schwiegen sie. Endlich sagte ein alter Mann mit verwegenem Gesichte: „Bissel deitsch."

So, nun konnte man sich doch notdürftig verständigen.

Zunächst suchte er ihnen begreiflich zu machen, daß sie wegen ihrer Grausamkeit gegen den Verwundeten alle miteinander den Tod verdient hätten. Es gelang ihm mit dem Gewehr im Anschlag und durch den Dolmetscher sie davon zu überzeugen.

Als sie genügend eingeschüchtert waren, befahl er ihnen, aus Baumästen zwei Tragbahren herzustellen.

Eilfertig liefen vier Leute an die Arbeit.

Inzwischen mußte der dritte Soldat alle serbischen Gewehre aus der Stube tragen und vor der Hütte auf den Boden legen. Achtundzwanzig Gewehre verschiedener Art. Etliche sogar noch mit Steinschlössern.

Achtundzwanzig Gewehre! Hannes überlegte. Beutegewehre wurden gut bezahlt. Achtundzwanzig mal eine Mark und achtzig Pfennige — also fünfzig Mark bekämen sie sofort als Belohnung.

Fünfzig Mark. Zu schade, daß nichts zu machen war! Es ging nicht. Sie mußten die Gewehre zurücklassen.

Aber nun vorwärts!

Auf jede Tragbahre wurde ein Zeltbahn gelegt. Dann hoben sie den Verwundeten auf die eine, die Leiche des Unteroffiziers auf die andere und bedeckten beide, den Lebendigen und den Toten, mit Mänteln.

Je zwei Gefangene hatten abwechselnd die Bahre zu tragen.

Sie brachen auf.

Vorne gingen zwei Soldaten, Hannes mit dem dritten marschierte am Ende des Zuges.

Es ging zurück um den Felsen, hinauf über den Berg.

Auf engen Strecken gingen sie einer hinter dem andern. Wo der Saumpfad breit genug war, marschierten sie zwei und zwei.

Acht Stunden waren sie hermarschiert. Acht Stunden mußten sie wieder zurück. Aber der Streifgang war gelungen, die Fühlung mit den Preußen erreicht. Denn der Verwundete hatte mit klaren Worten die Stellung bezeichnet.

Jetzt noch acht Stunden marschieren!

Je nun, es mußte sein. Freilich waren sie müde und hungrig. Aber nur vorwärts! Marschieren und essen vertrug sich gar wohl. Und die Brotbeutel bargen noch reichliche Nahrung.

„Ob's die Serben aushalten können?" fragt der Soldat neben Hannes.

„Die müssen", antwortete dieser.

„Ich glaub' aber, ich hab's bemerkt—die sind vor Hunger schon matt", sagte der Soldat.

„Ich kann die grausamen Hund' nit auch noch füttern", antwortete Hannes. „Wir haben grad selber noch genug." —

Schweigend marschierten sie Stunde auf Stunde den Weg zurück. Die Soldaten an der Spitze hatten sich alles gut gemerkt und führten ganz sicher.

Schwer lastete auf den jungen Schultern des Hannes die Verantwortung. Aber diese Schultern waren breit und stark.

Zuweilen ließ er an einer Quelle haltmachen und tränkte vor allem den Verwundeten. Dann ging's mit neuen Kräften weiter.

„Mir ist nur lieb, daß sie dich nit auch noch abgeschossen haben", äußerte sich der Soldat neben Hannes.

„Mir auch", meinte dieser trocken.

„Ja, weißt warum? Dann wär' ja ich der Führer, und so könnt' ich's nie machen wie du."

Hannes schwieg. Er war der Vorgesetzte. Da durfte er sich keine Schmeichelei sagen lassen. Aber es tat ihm doch wohl, daß die Leute Vertrauen hatten. —

Fünf Stunden waren sie marschiert. Der Mond erblaßte in der Dämmerung des Morgens.

Sie zogen durch ein Tal. Da stockte der Zug.

„Was gibt's?" schrie Hannes.

„Kann nix mehr", keuchte der Serbe, der etwas Deutsch verstand.

„Nix da!" schrie Hannes. „Ich will euch Füß' machen. Vorwärts — alleweil vorwärts!"

„Kann nix mehr. Serb alt. Serb Hunger."

„Vorwärts!" brüllte Hannes in großer Angst und schob ihn mit dem Gewehrkolben vorwärts.

„Kann nix mehr. Haut ab von Fuß."

Da drängte sich Hannes vor bis in die Mitte des Zuges. Er hob den Mantel von den gemarterten Handgelenken des Preußen und deutete auf seine Fußgelenke. „Da — alle her, ihr Hallodri —!"

Schweigend drängten sich die Gefangenen um die Bahre. „Da —!" brüllte Hannes noch einmal. „Vorwärts!"

Weiter ging's. Noch eine Stunde lang.

Neben einer Felswand kam der Zug wieder ins Stocken.

Einer der Gefangenen war zusammengebrochen. Drei, fünf ließen sich stöhnend zu Boden gleiten und streckten alle viere von sich. Und wieder sagte der alte Serbe: „Kann nix mehr."

Hannes ging den Zug entlang und musterte einen jeden. Es waren ohne Zweifel solche unter ihnen, die aufs äußerste erschöpft waren.

Hannes überlegte. Die älteren Leute konnte er wohl zunächst zurücklassen.

„Wer kann nix mehr?"

Der alte Serbe übersetzte.

Sechs, zehn Mann hoben die Hände. Fast lauter grauhaarige Männer. Nur ein kräftiger junger Kerl war auch aus der Reihe getreten und hielt die Hand hoch. Den stieß Hannes zurück. Dann entschied er: „Gut. Aber alle neun dableiben — sonst!" Und damit hob er das Gewehr an die Backe.

Der Serbe übersetzte den Befehl. Die Erschöpften murmelten und kreuzten die Arme.

Die neun wankten und krochen zur Felswand und ließen sich zu Boden sinken.

Noch einmal hob Hannes das Gewehr.

Seine Sorge war unnötig. Die neun blieben ihm liegen, bis man sie holte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um acht Uhr morgens kamen die Überlebenden der Streifwache ans Lager der Kompagnie.

Die braunen Zelte standen goldig schimmernd in der Morgensonne. Eine Ziehharmonika klang ihnen entgegen. Die Gulaschkanone rauchte friedlich unter den Bäumen. Es war wie eine Heimkehr aus der Fremde in die Heimat.

Hannes hob den Helm und schrie: „Hurra!"

Gefangene Serben! Die Leute waren aufgesprungen und schrien: hurra!

Stumpfsinnig blickten die todmüden Serben auf das Lager der Germanski hinüber.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hannes stand vor dem Zelte des Leutnants. „Gefreiter Hannes meldet sich mit drei Mann von Patrouille zurück. Preußische Stellung erkundet. Sechzehn Gefangene und ein verwundeter Preuße. Der Herr Unteroffizier ist gefallen. Wir haben seine Leiche bei uns. Dazu sind noch zwei Mann gefallen. Hier die Marken. Neun fußkranke Serben liegen eine Stunde nach rückwärts am Weg."

Der Leutnant ließ sich nun alles der Reihe nach erzählen. Dann reichte er dem Hannes freundlich die Hand: „Gut ist's. Das wird Ihnen niemals vergessen." —

Im Kreise standen die Bayern um die gefangenen Serben, die mit stumpfen Gesichtern am Boden hockten und lagen.

Sechzehn Mann! Nein — fünfundzwanzig sind's. Und nur vier Kameraden haben das geschafft? Der Hannes? Jawohl, der Hannes! — Und so grausame Lumpen. Schaut sie nur an! Da möcht' man doch gleich —. Sind das auch noch Soldaten? Einen hilflosen Verwundeten mit Draht binden, daß ihm Händ' und Füß' blau werden. Da möcht' man doch gleich —! Und schad' um den Ertel aus Buch. Der ist wohl ein Braver gewesen. Und das arme Weib zu Haus. Der Moosandl aus Eurasburg kennt sie. Acht Kinder? Jawohl, achte. Das kleinste ist ein Jahr. Und ein schöner Bauernhof. Es ist ein Kreuz. Kannst aber nix machen. Das ist der Krieg. Heut mir, morgen dir.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mittag war's. Unter einer Eiche hatten sie ein Loch gegraben. Die hohe Sonne leuchtete in die finstere Grube hinein.

Vier Mann trugen den toten Unteroffizier heran und senkten ihn hinab.

Da ruhte er nun, langausgestreckt, mit gefalteten Händen, der brave Bayer im serbischen Boden. Die feldgraue Uniform war sein Sterbehemd. Friedlich lag er da. Das Sonnenlicht spielte über seinen langen, goldblonden Bart.

Im Umkreis standen die Soldaten.

Der Leutnant trat zu Häupten des Grabes. Kurz und markig klang seine Rede über den Toten hin:

„Wieder einer, ihr Leute. Und einer der Besten im Regiment. Wenn es eine schwere Sache galt, dann war der Unteroffizier Ertel aus Buch der richtige Mann. Jetzt hat es ihn von uns weggerissen. Aber wir wollen nicht klagen; denn wir sind Soldaten. Er ist gefallen als ein tapferer Soldat. Er ist gefallen für seine Heimat, für seinen König, für Kaiser und Reich. Wir ehren sein Andenken am besten, wenn wir unsere Pflicht tun wie er — bei Tag und bei Nacht, in Hitze und Kälte, trotz Hunger und Durst. So ehren wir ihn am besten, ihn und die zwei braven Kameraden, die droben in den serbischen Bergen liegen, von den Serben erschossen. Ehre auch ihrem Andenken! Und jetzt zum Schlusse: Helm ab zum Gebet!"

Langsam sprach er das Vaterunser. Die Sonne leuchtete in das offene Grab, und der Lufthauch raschelte in den dürren Blättern der Eiche.

*

Ferne vom Lande Serbien, im bayerischen Vorlande, im Dorfe Buch saßen zur selbigen Stunde acht Kinder mit ihrer Mutter am Tisch in der niederen, blitzblanken Stube. Die Schüssel mit dampfenden Knödeln stand auf dem Tisch. Sieben Kinder saßen auf den Bänken, das kleinste auf dem Schoße der Mutter.

„Kommt unser Vater jetzt etwa vielleicht bald wieder heim aus dem Krieg?“ fragte ein flachshaariges Dirndel.

„Warum fragst mich das, Roserl?“ sagte die Mutter und fütterte das Jüngste.

„Weil Euch doch der Postbot heut in der Früh den Brief gebracht hat“, sagte ein Bub.

„Gelt, das haben wir gleich g'spannt?“ rief das Dirndel triumphierend.

„O ihr dummen Kinder“, sagte das Weib und wischte über die Augen. „Betet fleißig, ist gescheiter.“

„Freilich wollen wir fleißig beten, daß der Himmelvater unseren Vater bald wieder g'sund heimbringen tut“, sagte die elfjährige Marei mit tiefem Ernste. „Gleich nach dem Essen geht's wieder in die Kirch' 'nein.“

„So tut ihr“, sagte die Mutter. „Und ich will dir auch eine neue Kerze mitgeben für den Vater.“

„Auch mit!“ bettelte ein Zweijähriges.

„Ich aber muß heut Streu fahren“, sagte der Vierzehnjährige selbstbewußt.

Die Mutter stand auf, setzte das Kind auf den Boden, bekreuzigte sich und hob die Hände.

Rings am Tische standen die Kinder mit erhobenen Händen. Und die Stube widerhallte von ihrem Dankgebete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Lichte der Mittagsonne schimmerte das reiche Gold der Kirche von Buch. Ihr Vorraum war, wie immer am Werktag, durch ein versperrtes Eisengitter vom Schiffe getrennt.

In überirdischer Ferne stand die Himmelsmutter im Bilde des Hochaltars und blickte empor zum gemarterten Sohn. Sieben Schwerter staken in ihrer Brust, staken bis an den Griff.

Links vom Eingange brannten auf dem Stachelkranze eines niederen Holztisches die Opferkerzen für die Soldaten im Felde. Dicke und dünne, lange und kurze. Unter ihnen eine sehr dicke — aber nur noch ein Stumpf. Die brannte für den Bauern Johann Ertel vom Ertelhof, zur Zeit Unteroffizier im Lande Serbien.

Getrennt von dem Heiligtum der Kirche und doch umfangen von ihrem Frieden, knieten zur Rechten und Linken vor dem Gitter in langer Reihe, eng nebeneinander, viele Kinder vom Dorfe. Kleine und große, wohl in die zwanzig zusammen. Rechts hinten saß auf einer Bank im Dunkeln neben dem Weihbrunnen eine ganz alte Frau.

Die Nägel an den Schuhsohlen blinkten im Dämmerlichte. Fast regungslos knieten die Kinder mit aufgehobenen Händen und bewegten lispelnd die Lippen.

Neben der elfjährigen Marei vom Ertelhofe kniete das Roserl. Dem wurde das Beten zu viel. Behutsam wandte es das Köpflein und guckte neugierig aus dem warmen Kopftuch nach hinten auf die brennenden Kerzen.

Da flüsterte die Schwester und zog das Roserl nach vorn: „Tu fleißig beten!"

Erbärmlich seufzte das alte Weiblein in der dunkeln Ecke und wischte ihre Augen.

Klein-Roserl aber sagte halblaut: „Dem Vater seine Kerze ist abgebrannt."

„Sei stad und bet' fleißig, er kriegt eine neue", raunte die Schwester. „Gleich wird sie ihm aufg'steckt."

Feldpost nach Hause

„Liebe Pflegeltern!

Indem daß ich diesen Brief an Euch verfasse, sind wir in Nisch angelangt, welches eine Stadt weit hinten in Serbien ist. Ich habe sehr

viel erlebt und gesehen, welches ich Euch jedoch in diesem Brief nicht alles schreiben kann. Den König Peter haben wir noch immer nicht gefangen. Es ist mir aber auch unbekannt, ob es der Mühe wert ist, wenn wir ihn fangen täten. Die Leute in Serbien sind sehr liederlich angezogen, lauter Fetzen. Ist auch gar nicht kalt hier, in Nisch. Waschen kennen sie nicht. Der Dreck ist auf der Straße so hoch, daß ich oft kein Wagenrad mehr am Wagen gesehen habe. Solcher Dreck ist eine Schande. Wenn die Ochsenführer wollen, daß die Ochsen stehenbleiben, so pfeifen sie. Sagen anstatt hüh immer schake turne. Anstatt wist: tscheke, tscheke. Ich kann auch schon bis zwanzig zählen und kenne einige Lebensmittel. Aber das Vieh ist sehr schön. Das muß ich als Metzger sagen. Die Ochsen haben Haare zwei Finger lang und dünne Schwänz', lang und mit Quasten. Die Köpf' sind sehr groß, lassen sie hängen und ziehen die Schnauzen auf dem Boden vor. Sie schreien nicht wie bei uns, sondern uhu. Gestern ist große Parade gewesen. Da ist der österreichische Thronfolger auch an unsere Abteilung geritten mit einem Blatt Papier. Hat mir auf die Schulter geklopft und mir die goldene Tapferkeitsmedallje gegeben. So werden mir von der österreichischen Regierung jeden Monat 5 Mark ausbezahlt, solang als ich leb'. Ich hab's schriftlich. Das kommt davon, weil wir zu viert fünfundzwanzig Serben gefangen haben. Sind aber auch schon arg hungrig gewesen. Ich danke Euch für alles Gute, was Ihr in meinem Leben an mir getan habt, und verbleibe als Euer stets gehorsamer Pflegesohn Vitus."

Die Eselspritschen

Fern von Serbien. Hügeliges Land, dem Gegner, der sich verzweifelt wehrt, schrittweise abgerungen; Waldland, von der Kriegsfurie zerstampft.

Vorgeschobene Stellungen, Gräben, in der Eile ausgehoben, in der Hast notdürftig ausgebaut. Platzende Granaten und ein unsichtbarer Feind.

Wenn das Auge durch den Spalt eines Stahlschildes hinausspäht, dann sieht es da und dort in Linien und Tupfen graue Erhöhungen — die Leiber der toten Franzosen, die da draußen liegen und faulen.

Und das Erdreich ist zerrissen und zerfetzt von den Granaten, ein Loch reiht sich ans andere. War's Ackerland, war's Wiesenfläche — alles ist zu einer unendlichen Wüste geworden.

Wir stehen im Westen. Die Deutschen haben sich gegen die gewaltigste Festung der Franzosen vorgeschoben. Fort X. ist noch nicht lange gefallen.



Bei Tage spannt sich ein niederer, dunstschwerer Himmel über die Stätten des Elendes, ein anderer Himmel, als der sonnenklare der serbischen Berge und der ungarischen Ebene. Und wenn die Nacht hereinbricht, dann erglüht der Horizont vom Feuer brennender Ortschaften, und bei Freund und Feind steigen Leuchtkugeln auf und reden in ihrer Sprache: Weiße Kugeln, die langsam im Bogen auffahren, die grausigen Löcher bestrahlen und die regungslosen Tupfen und Linien im Felde, weiße Kugeln, die sich lautlos im Bogen zur Erde zurücksenken. Rote Kugeln, die grell auffahren und stumm nach Hilfe schreien und lautlos versinken. Grüne Kugeln, die ein tobendes Sperrfeuer wecken, sich lautlos senken und lautlos versinken. Und immerfort gießen die Scheinwerfer ihr tastendes Licht über die Landschaft, und ihre Raubtieraugen suchen flimmernd nach Beute.

Es ist eine ewige Unruhe, ein fernes Grollen und Summen, das wie aufsteigendes Gewitter näher und näher kommt, sich steigert zum Krachen,

anschwillt zum brüllenden Donner und zum ohrenbetäubenden Orkan, das stundenlang, tagelang anhält, schwächer und schwächer wird, ausebbt in Grollen und Summen und dennoch niemals erstirbt, wohl aber wiederkehren wird mit der Sicherheit des unentrinnbaren Schicksals.

Und in den Gräben stehen sie und spähen mit angestrengten Augen hinaus, horchen mit gespannten Ohren bei Tag und bei Nacht. In weit vorliegenden Löchern verbergen sich Posten, die nächtlicherweile vorgeschlichen sind und nächtlicherweile zurückkriechen werden. In den Unterständen der Gräben schläft, mit Kotkrusten bedeckt, die todmüde Mannschaft — immer bereit, auf den ersten Ruf herauszurumpeln, niemals sicher, ob sie nicht im Schlafe zermalmt wird.

Und es sind Menschen, die mit allen Fasern am Leben hängen, junge Menschen, vor denen sich die Erdenzukunft unabsehbar zu dehnen scheint. Menschen, die sich vielleicht schon in der nächsten Stunde zerrissen in ihrem Blute wälzen werden.

Es ist alles eingestellt auf die Gegenwart, alles auf die Stunde berechnet. Aber tausend feine Fäden laufen aus der engen Beschränktheit dieser Schützengräben und Unterstände über das, was trennt, in die ferne Heimat zurück, Fäden, viel feiner als die Drähte, die alle diese Stellungen mit den führenden Männern, mit dem Gehirn der Armee verbinden. Und auf den unsichtbaren Fäden laufen die Gedanken aus der Heimat in die Fremde, aus Feindesland zurück in den Frieden zu Hause. Kindlein schicken lallend ihre Wünsche und Träume hinaus, wetterharte, kotbedeckte Männer träumen sich in Sehnsucht zurück in die Ruhe, die Reinheit. Sorge und Vertrauen flüstern vernehmlich: Laßt uns den erbarmungslosen Feind nicht ins Land! Todbereite Tapferkeit und opferfreudige Treue antworten aus Hunderttausenden, aus Millionen: Durch kommen sie nicht!

Die Jugendkraft zweier Völker liegt sich gegenüber und sucht sich mit allen Waffen einer mechanischen, bis ins kleinste ausgeklügelten, im Grunde schrecklich barbarischen Kriegskunst Abbruch zu tun.

So liegen sie an dieser Stelle, unsere herrlichen Feldgrauen, liegen und lauern, dringen voran, warten und lauern und stoßen weiter, liegen und warten. Und wie diese, so liegen und lauern, aber im Stellungs-

kriege ganz erstarrt, die anderen, von der Schweiz über die Rheinebene durch Lothringen, die Champagne, Artois und Belgien hinunter ans Meer — ein Netzwerk von Gräben, ausgespannt auf einer Strecke von sechshundert Kilometern, eingeschnitten in Lehm und Stein und Sand — — unser Schutz, unser Stolz, unsere Hoffnung auf Erden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war vormittags um neun Uhr. Ein Unteroffizier ging den Graben entlang bis zu dem Unterstande, der in die Stirnwand gebaut war, und rief in die Finsternis hinein: „Vorwärts — Essen holen! Wen trifft's?"

Eine lange Gestalt erhob sich, und Hannes kam heraus: „Mich."

„Dann vorwärts! Wen noch?"

Im Hintergrunde riefen sie: „Auf — hörst nit —? Essen holen!"

Eine zweite Gestalt kam heran und wischte sich über die Augen: „Da bin ich ja schon."

„Und nehmt euch in acht, bleibt mir ordentlich im Laufgraben, daß es euch nit erwischt!" —

Nach kurzer Zeit stapften die zwei Essenträger, der Bayer und ein blonder Preuße von der Wasserkante, den Schützengraben entlang zur Mündung des Laufgrabens.

Sie gingen hintereinander und trugen die verschlossenen Eßgeschirre am Ledergurt um den Leib.

Essen —! Da und dort wandte sich einer auf der Erdbank neben dem Guckloch, wenn er das Klappern hörte, und ein freundliches Schmunzeln ging über manch ein verwittertes Gesicht: „Macht, daß ihr bald wiederkommt! — Schaut, daß ihr's recht heiß faßt!"

„No freilich. Wir werden's schon machen", sagte der Bayer. Wortlos nickte der Preuße.

Dann bogen sie in den Laufgraben und trollten zwischen den trübseligen Wänden dahin, über sich den grauen Himmelsstreifen, der Küchenschlucht von C. entgegen.

„Schaut, daß ihr's recht heiß faßt!" Ein erklärlicher Wunsch. Aber was half's? Ein weiter Weg lief aus dem vordersten Graben bis zur Küchenschlucht von C. — wohl zwei Stunden zu gehen, bergauf und bergab.

Um neun Uhr waren sie abmarschiert. Wenn's gut ging, waren sie zwischen ein und zwei Uhr mit den gefüllten Geschirren zurück.

Von Zeit zu Zeit begegneten sie Leuten, die durch den Laufgraben hinaus in den Schützengraben wollten. Dann gab es kurze Wechselrede. Es war wie auf einem Feldweg, der Dorf mit Dorf verbindet. Nur lief dieser Feldweg wie ein tiefer Hohlweg eingeschnitten in der Erde dahin, und wenn ein Dorf an seinem Ende lag, dann war es in Trümmer geschossen.

Anderthalbe Stunde hatten sie mit ihren klappernden Geschirren laufen müssen. Jetzt kamen sie in eine Talmulde, verließen den Graben und sahen vor sich den Teich von V.

Im sumpfigen Tale gähnte ein Granatloch neben dem andern. Es war anzusehen wie ein verlassener, von riesigen Säuen zerwühlter Anger.

Der Laufgraben zog sich über einen Hügel hinunter. Ein zusammengeschossenes Fort starrte traurig auf seiner Höhe. Hinter dem Hügel aber, eingegraben an geschützten Stellen des Abhanges, ein wenig gedeckt gegen das Granatfeuer der Feinde, lagen in Unterständen die Ersatztruppen. Wie Höhlenlöcher gähnten die Zugänge nebeneinander in langer Reihe. Hierher kam die Mannschaft aus der Feuerstellung gewankt, in diese Unterstände warfen sie sich, hier schliefen sie in den schmutzstarrenden Kleidern. Aber sie hatten auch hier keine wirkliche Ruhe, keine sichere Rast. Bei Tag und Nacht rollten und grollten, krachten und donnerten die Geschütze von Freund und Feind in ihren Schlummer hinein, und zuweilen surrten auch Flieger über das Tal, zogen wie Raubvögel ihre Kreise, kamen tiefer und tiefer und warfen auch hier das Verderben unter kampfmüde Menschen.

Hannes und der Preuße kannten die traurige Mulde und strebten ohne Verzug auf der anderen Seite den Hang hinan, in den Wald hinein.

Sie hatten noch eine halbe Stunde zu laufen. Aber — jetzt lag auch noch die gefährlichste Strecke vor ihnen.

Eilig schritten sie dahin durch das, was sich einst Wald genannt hatte und jetzt im Soldatenmunde der Geisterwald hieß.

Zersplitterte Baumstrünke starrten gleichsam klagend zum grauen Himmel empor. Astwerk bedeckte die Erde. Tiefe Granatlöcher gähnten,

soweit sie schauten. Verwesungsgeruch kam ihnen mit jedem Luftzug in schweren Schwaden entgegen.

Vorwärts —!

Sie hatten die Höhe erklommen und traten in den Bereich der feind-



lichen Artillerie. Aber hier mündete auch der offene Pfad wieder in einen Laufgraben.

Es war ein böse Stelle. Hannes kannte sie wohl. Weit entfernte Flachbahngeschütze strichen fortwährend darüber, mit eigentümlichem Sausen kamen — sst — die Geschosse heran und schlugen — ratsch — auf. Eselspritschen nannte der Soldatenmund diese Art von Granaten. Und ein vorsichtiger Mann begab sich nicht ohne Not in ihren Bereich. —

Das wußte doch auch der blonde Preuße da vorne so gut wie Hannes; er war doch auch kein Rekrut, gestern erst in die Feuerlinie gekommen!

Warum ging er dann nicht in den Laufgraben, sondern marschierte mit seiner klappernden Last in ganzer Länge auf dem Wall weiter?

„Du — he, du! Kamerad!"

Der Preuße blieb stehen und wandte das gutmütige, bartlose Gesicht zurück.

„Du, wir gehen in den Laufgraben. Ist doch besser. Wenn sie da immer so herschießen!"

Mit unbewegtem Gesicht — nur seine Augenlider zwinkerten spöttisch — antwortete der Preuße: „Ach, Junge, Junge, hab' man keine Angst. Ich habe schon schwer Glück gehabt im Felde heraußen. Werde hier auch durchkommen. Man keine Angst!"

Hannes murrte etwas Unverständliches. Da — hast du's gehört? — ssst — ratsch! Und jetzt wieder ssst — ratsch ! ssst — ratsch!

„Tu, was du willst!" schrie er noch zum Kameraden vor und verzog sich hinein in den Graben.

Er rannte im Trab mit den klappernden Geschirren über die gefährliche Stelle. Dabei spähte er immer nach oben. Und für einen Augenblick sah er auch den Preußen wieder, der unbeirrt auf dem Damm dahinwandelte.

Jetzt mußte er ihn überholt haben. Er wandte sich und rief noch einmal hinauf: „Mach' doch keine Dummheiten nit und komm 'rein da!"

Das Tun des Preußen war ihm unverständlich. Das war doch nicht mehr tapfer, das war tollkühn. Er, Hannes, war auch tapfer. Gewiß! Aber doch immer nur dann, wenn es not tat. In solchen Fällen freilich ganz gehörig. Aber so —? Nein, so war er nicht.

Ssst — ratsch! Ssst — ratsch! Sie schossen heute wie toll.

Hannes gelangte an ein Knie des Laufgrabens. Er war nun recht ärgerlich über den Kameraden und lief, ohne umzuschauen, seinen Weg.

Da kam es wieder — ssst — —. Und diesmal hörte Hannes das ratsch nicht mehr. Es war, als stieße ihn jemand mit aller Kraft in den Rücken. Er flog einige Schritte nach vorne, der Länge nach auf den Boden und verlor für ein paar Augenblicke Gesicht und Gehör.

Aber gleich war er wieder bei Sinnen und versuchte, emporzukommen. Vergeblich. Er war bis an den Hals verschüttet.

Mühsam, ruckweise zerrte er sich aus der Erde. Endlich gelang es. Da hörte er gerade über sich lautes Stöhnen.

Mit einem Griff hatte er den Riemen gelöst und die Kochgeschirre abgeworfen. Dann rannte er zurück bis dorthin, wo er eine Treppe in der Wand gesehen hatte.

Ssst — ratsch! Ssst — ratsch! So ging das fort und fort. Jetzt aber war Hannes der Tapfere, jetzt achtete er gar nicht mehr auf die platzenden Eselspritschen.

Schon kniete er neben dem armen Kameraden, der mit zusammengebissenen Zähnen rücklings über seinen Eßgeschirren lag und stöhnte.

Aus dem rechten Oberschenkel strömte das Blut.

„Hilf — mir — Junge!"

Hannes riß sein Schlächtermesser aus der Wickelgamasche und schnitt die Hosennaht bis an die Tasche auf.

Aber so konnte der Kamerad nicht liegen, so hart auf den Blechgeschirren. Das war eine schreckliche Lage.

Er löste den Riemen, hob den schweren Mann behutsam ein wenig empor und zog den Riemen mit den Geschirren unter ihm heraus.

Ssst —ratsch! Ganz in der Nähe war wieder solch ein Teufelsgeschoß in die Erde geschlagen, und die Erde spritzte bis auf die beiden herüber. Hannes achtete es nicht.

Er hatte zwei Päckchen Verbandzeug in der Tasche. Geschickt legte er die Binden an, wie er's vom Sanitäter gelernt hatte. Aber sie verschwanden sogleich im strömenden Blute.

Der Preuße mußte auch zwei Päckchen haben. Richtig, da fand er sie schon. Aber auch sie färbten sich von dem stoßweise fließenden Blute.

So ging das nicht. Da hätte sich der Preuße in kurzer Zeit elend verblutet.

Also streifte er in Hast den Riemen von den Eßgeschirren.

Mit großen Augen starrte der Verwundete vor sich hin. Nur einmal stöhnte er fast unhörbar: „Meine arme Mutter!"

So mußte es gehen: Hannes schlang ihm den Riemen oberhalb der Wunde um den Schenkel, schnürte mit aller Kraft ab, stach ein Loch in das Leder und drückte den Stachel hindurch. Dann schnitt er aus dem

Bein der Unterhose einen neuen Verband und legte ihn auf die bluttriefenden Binden.

Gottlob, das Zeug blieb hell. Er hatte gewonnen. Er hatte die fürchterliche Blutung gestillt.

„Kamerad, jetzt gilt's, jetzt trag' ich dich auf dem Rücken hinunter."

„Du bist — ein — guter — Junge."

„Mach' nur keine Sprüch'! So — jetzt auf und halt dich fest an mir!"

„Mein dummer Stolz war schuld daran", flüsterte der Verwundete und schlang die Arme um den Hals seines Retters.

„Wenn du's nur einsiehst", sagte Hannes, und Schritt vor Schritt stapfte er mit seiner schweren Last durch den Laufgraben zurück, Schritt vor Schritt zwischen den zersplitterten Baumresten des Geisterwaldes zu Tal.

Nach einer Stunde gelangte er auf den Verbandplatz. Man wies ihn an die Türe eines Unterstandes. Ein Sanitäter kam ihm entgegen.

„Laß dir helfen, Kamerad!"

Sie betraten einen großen, betonierten Raum und ließen ihre stöhnende Last auf eine Feldbahre nieder.

Ein Stabsarzt untersuchte die Wunde.

„Das haben Sie gut gemacht. Aber wie ist's denn geschehen?"

Hannes erzählte das Erlebnis. Von seiner Warnung sagte er nichts.

Endlich war die Arbeit getan. Totenbleich lag der Verwundete, und der Stabsarzt wandte sich an ihn. „Den Mann da können Sie zeitlebens als Ihren Retter verehren!"

Der Erschöpfte nickte fast unmerklich. Dann suchte seine Linke tastend —. „Meine Uhr!"

„Da ist deine Uhr", sagte der Sanitäter.

„Ich danke dir auch —", flüsterte der Preuße und reichte Hannes die Uhr.

„Fällt mir gar nit ein. Behalt du deine Uhr."

„Behalten Sie Ihre Uhr!" entschied der Arzt und griff in seine Tasche. „Aber von mir kann der brave Mann schon ein Andenken nehmen."

Hannes riß die Hacken zusammen. Mit den Fingerspitzen nahm er den Schein. „So mach' ich halt meine Danksagung, Herr Stabsarzt. Jetzt aber muß ich laufen, daß ich mein Essen noch krieg'."

— —

Er lief, was er konnte, die Höhe hinan, zwischen die Baumstrünke des Geisterwaldes, hinein in den Laufgraben.

Jetzt ging es nicht mehr wie vorhin ssst — ratsch! Der Wald lag in Ruhe. Nur von ferne her grollte und rollte es wie heute den ganzen Tag und die Nacht vorher und alle die Tage und Nächte seit Wochen.

Zunächst wollte Hannes die Kochgeschirre des Preußen suchen. Deshalb stieg er vorsichtig aus dem Graben. Die Stelle hatte er sich genau gemerkt. Da ragte auch der Strunk, neben dem er den Preußen verbunden hatte. Oder doch nicht? Nein, der da drüben. Oder auch der nicht? Esst — ratsch! Auf der anderen Seite des Laufgrabens schlug schon wieder eine Eselspritsche ein. Schleunig tauchte er in den Graben zurück und ließ die Kochgeschirre des Preußen liegen, wo sie vermutlich von einer Granate verschüttet lagen.

Am Knie des Grabens fand er seine Geschirre. Hastig umgürtete er sich und trottete weiter mit seiner klappernden Last.

Er war ärgerlich, weil er die anderen Geschirre nicht gefunden hatte. Weit vorne im Schützengraben warteten die hungrigen Kameraden Stunde auf Stunde. Und wenn er dann endlich zurückkam, dann brachte er ihnen nur die Hälfte des Essens!

Nach einer Viertelstunde lief der Graben in eine tief eingeschnittene Schlucht, die sich jäh zu Tale senkte.

Ein Trupp Feldgrauer kam ihm entgegen. Neue Uniformen, blankes Lederzeug. Es war frischer Nachschub aus der Heimat.

An der Spitze ging ein Gefreiter in ehrwürdiger, alter Montur, bedeckt mit den Lehmkrusten des Grabens.

Ein paar Augenblicke blieben sie stehen, und Hannes tauschte Rede und Gegenrede mit dem Gefreiten, der zu seinem Zuge gehörte.

Neugierig betrachteten die Rekruten den Mann mit den Eßgeschirren um den Leib.

„Gelt, da schaut ihr!" lachte Hannes.

„Müssen Sie alle Tage das Essen holen?" fragte einer mit scharfer Brille auf der Nase.

„Laß dir was raten", antwortete Hannes. „Erstens, da heraußen sagt man nit Sie, sondern du. Zweitens, frag' nit so dumm. Fressen muß jeder. Von der Luft leben kann keiner. So ist's auch bei uns. Servus."

Lachend ging er seines Weges.

Aber was war denn das? Zwanzig Schritte hinter den anderen kam noch einer daher. Ebenso sauber, ebenso neu. Ein zierlicher Feldgrauer. Den Kopf trug er hoch und frei. Sein Gang war leicht und federnd —.

„Düval!" schrie Hannes laut auf.

„O Hannes, bist du's?"

„Vorwärts!" brüllte der Gefreite von oben.

„Ade, Hannes. Auf Wiedersehen!"

„Servus, Düval. Heut abend im Schützengraben. Du, das wird aber jetzt fein!"

Peter Düval rannte mit Sack und Pack den anderen nach. Hannes trollte mit seinen klappernden Geschirren bergab.

Die Schlucht öffnete sich in ein kleines Tal.

Vorüber an den Unterständen, die auch hier in den Schutz des Berghanges eingegraben waren und der Ruhestellung des Regiments dienten. Hinüber zu den Feldküchen, die in langer Reihe nebeneinander standen.

Er betrat das Küchenzelt und verlangte Essen für zwanzig Mann.

Der Unteroffizier knurrte ihn an, weil er so spät kam, und schöpfte zunächst ihm die Suppe heraus.

Hannes merkte erst jetzt, wie hungrig er war. Gierig schlürfte er. Dann erzählte er dem Gestrengen die ganze Geschichte.

Es gab heute was Feines: Nudelsuppe, Gulasch und Reis.

Wie ein hungriger Wolf schnappte Hannes das Essen hinein.

Die zwanzig Geschirre standen gefüllt und verschlossen. Hannes zog den Riemen durch die Henkel und sah sich um.

„Jawohl", knurrte der Küchengewaltige. „Weiß schon, was du willst. Aber da könnt' ich gar nie genug Stecken im Vorrat haben."

„Ich brauch' Ihren Stecken gar nit", lachte Hannes. „Ich schneid' mir halt unterwegs einen." Und er schickte sich an, die Last um den Leib zu schnallen.

„Nix da! So verbrennst dir den Bauch, so geht's nit. Da hast einen Stecken, weil du's bist. Aber tu mir nur den einzigen Gefallen und sag's keinem. Sonst darf ich den ganzen Tag nix tun als Stecken schneiden."

„Vergelt's Gott!" lachte Hannes und ging mit dem Stecken über der Schulter, an dem der Riemen mit den Eßgeschirren hing. Das Blech klapperte wohl noch, aber der Klang war anders als vorher. Nicht mehr so hell, nicht mehr so leer. Dumpf und voll. Verheißungsvoll!

Draußen im Schützengraben knurren die Mägen der armen Soldaten hungrig und hohl. Es wird spät werden, bis Hannes zu den wartenden Kameraden zurückkommt. Sie werden ihn mit schiefen Blicken und groben Worten empfangen. Dann aber wird er auch ihnen die ganze Geschichte erzählen. Und sie werden ihn nicht mehr verachten, weil er zu spät kommt. Vielleicht sogar loben. —

Es war doch schön, das rauhe Leben da draußen unter den Kameraden, die wohl auch zuweilen zusammenstießen wie klappernde Eßgeschirre — dann aber wieder, gleich diesen, dem Bedürftigen das Beste mitteilten, was sie in sich hatten.

Hannes lief, so geschwind er konnte. Nicht nur wegen der hungrigen Kameraden. O nein! Er freute sich auch wie närrisch auf Peter Düval, den Schulfreund.

In Feindes Hand

Peter Düval war nun schon drei Wochen an der Front.

Allerdings hatte er sich den Krieg zu Hause anders vorgestellt. Wie denn? Vielleicht — er mußte lächeln, wenn er daran dachte — vielleicht doch etwa wie eine große Winterschlacht, die er so gerne mit den Kameraden ausfocht. Nur natürlich viel ernsthafter, viel gefährlicher, blutig, mit Gewehren, Kanonen und Handgranaten. So aber —? Vom Feinde hatte er bis jetzt überhaupt noch nichts gesehen. Dann und wann gab es einen Toten im Schützengraben. Ein schrecklicher Anblick. Aber auch daran gewöhnte man sich.

Das Verhältnis zu den Kameraden war im allgemeinen gut. Freilich wurde der Rekrut oft gehänselt und immer an die schwerste Arbeit gestellt. Aber er wußte ja, wofür er das alles tun mußte, auch

wenn es nicht angenehm war. Fürs Vaterland! Und wenn es zu arg wurde, dann half ihm Hannes, der Getreue, mit einem kräftigen Wörtlein.

Dieser Hannes! Wie stolz war er auf seine Freundschaft. Daheim war Düval, der Gymnasiast Düval, der Sohn des Pfarrers, der Gönner des Metzgerburschen gewesen. Daheim, ja daheim. Düval mußte lächeln, wenn er daran dachte, wie sich alles verändert hatte. Hier an der Front waren andere Maßstäbe im Gebrauch. Da galt keine Wissenschaft als die Wissenschaft der alltäglichen Dinge. Da stand im höchsten Ansehen ein scharfes Auge, ein starker Arm, eine geschickte Hand. Da war der Mann nur das, was er wirklich war, nicht, was er zufällig ererbt hatte. Da war Vitus Hannes der Geachtete, der Vielbegehrte, der Gönner — Peter Düval der Schutzbedürftige, der Unbeachtete, der Kannichts, der Weißnichts, der Garnichts. Mit vielen Tausenden seiner Standesgenossen sah er sich auf einmal in die breite Masse des Volkes, gleichsam auf eine andere Stufe der Kultur versetzt. Die Mächte des Alltagslebens traten ihm unverhüllt entgegen. Oft rauh und hart; zuweilen auch anstößig. Aber von Tag zu Tag erkannte er klarer das Wesen dieser Mächte in ihrer Notwendigkeit.

Solche und ähnliche Gedanken hatte er auch schon nach Hause geschrieben. Und der würdige Pfarrer war mit Freuden auf diese Dinge eingegangen.

Eben las der Sohn einen Brief mit der festen und doch zierlichen Handschrift des Alten. Darin hieß es:

„Betrachte es als ein Glück, daß Du mitten im Volk leben mußt, eng mit seinem Schicksal verbunden. Auf dem gemeinsamen Schicksal, das jetzt geschmiedet wird in einem Feuer von unerhörter Glut, baut sich unser aller Zukunft auf. Das herrliche deutsche Volk war nahe daran, in sich selber zu zerfallen. Eine giftige Klassenverhetzung hatte Abgründe geöffnet. Auf unseren Zwiespalt setzte der Feind seine Hoffnung. Aber sein blinder Wahn hat uns den größten Liebesdienst geleistet: wir sind einig geworden wie noch niemals zuvor. Wohl werden menschliche Leidenschaften, menschliche Sündhaftigkeit im Schützengraben nicht verschwinden. Wohl wird der Schlechte im Kriege

nur noch tiefer sinken. Aber der Gute kehrt einst besser zurück, stärker, in sich geschlossen, das darfst Du mir glauben. Und den Gewinn davon, daß unser ganzes Volk jetzt einmal so grausam durcheinander gerüttelt wird, kann uns jetzt und in aller Zukunft kein Teufel mehr rauben. So mache Dich gemein im edlen Sinne mit Deinen Schicksalsgenossen, tauche hinein in die Masse des Volkes. Dabei kannst, sollst und wirst Du frei bleiben von aller Roheit und Schlechtigkeit, kannst es und wirst es, wenn Du niemals den Zusammenhang mit Deinem Gotte verlierst. Als eine freundliche Schickung betrachte ich es, daß Du neben dem braven Hannes dienst. Grüße ihn von uns und teile ihm von den Gaben mit, die wir Dir reichlich schicken. — — — — — — — — — — — — — — — —"

Es ging gegen Abend. Peter Düval war in den Unterstand gekrochen und saß mit seinem Brief am Eingang.

Da fiel ein tiefer Schatten auf die Zeilen. Der Leutnant schritt vorbei, den Graben entlang.

Nach einiger Zeit kam er zurück.

„Ist der Gefreite Hannes da?"

„Hier!" rief Hannes aus dem Hintergrunde und kam heraus.

„Wir müssen eine Patrouille ausschicken und die feindliche Stellung auskundschaften. Die Sache ist nicht ungefährlich; deshalb brauche ich zuverlässige Leute. Wollen Sie sich nicht freiwillig melden?"

Hannes besann sich. Dann fragte er: „Haben sich auch schon andere gemeldet?"

„Sie sind der Erste, mit dem ich spreche."

„Dann meld' ich mich freiwillig, Herr Leutnant."

Düval stand nebenan und fühlte sein Herz heftig pochen.

„Kommen Sie mit!" befahl der Offizier. „Ich brauche noch vier Mann. So wird's genügen."

Düval faßte Mut: „Herr Leutnant, ich melde mich auch."

Prüfend besah ihn der Offizier. Dann schüttelte er den Kopf: „Ich kann nur erfahrene Leute brauchen."

Düval faßte noch einmal Mut: „Ich möchte ein erfahrener Mann werden."

Der Leutnant lachte lautlos. „Wenn ich nicht genügend Freiwillige bekomme, dann meinetwegen."

Damit ging er, und Hannes folgte ihm auf dem Fuße.

Düval lief ihnen nach und raunte: „O gelt, du hilfst mir!"

„Soviel ich kann", gab Hannes ebenso leise zurück.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder.

„Es ist ihm recht."

Düvals Augen leuchteten.

„Darfst dir aber fein ja nicht einbilden, daß es leicht ist. Im Gegenteil, es wird eine gefährliche Arbeit."

„O — ich —!" rief Düval. —

Der Gefreite Hannes trug den Kopf noch höher als sonst, und eine gewisse Würde war nicht zu verkennen in allem, was er nun sagte und anordnete. Denn er war ja der Führer.

*

Ein trüber Abend senkte sich herab. Alle Augenblicke konnte es zum Regnen kommen.

Fünf Mann krochen aus dem Schützengraben in diesen trüben Abend hinaus. Sie hatten nur die Helme auf und die Gewehre umgehängt.

Hintereinander gingen sie dahin, ihrem unbekannten Ziel entgegen.

Sie kamen an die Drahtverhaue und schlüpften im Dämmerlichte hindurch. Ihr Weg führte sie in tiefe Granatlöcher und wieder hinaus.

Es ging seitwärts an einem Horchposten vorbei, der in einem dieser Löcher lag.

Endlich gelangten sie ganz draußen an ein Loch, das von zehn Mann und einem Maschinengewehr besetzt war: Die äußerste Stellung.

Hannes ging an den kleinen Unterstand: „Gefreiter Hannes mit vier Mann auf Erkundungspatrouille."

„So, das ist mir lieb", sagte der Offizier. „Da können Sie auch gleich den Wald dadrüben links untersuchen. Aber nehmen Sie sich in acht. Ich glaube, er ist besetzt."

„Jawohl, Herr Leutnant."

Im Gänsemarsch zogen sie weiter.

Nahe hinter dem Loche begann niederes Buschwerk. Vorsichtig tauchten sie hinein. Als fünfter Peter Düval, der Rekrut.

Allmählich ging das Buschwerk in Hochwald über. Am Saume des

Waldes aber waren alle Bäume von Granaten zersplittert. Traurig starrten die Strünke gen Himmel.

Nur fünf Minuten marschierten sie durch den Hochwald. Dann ging's wieder in Buschwerk hinein.



Es wäre ein friedlicher Sommerabend gewesen. Hätten nur nicht in der Ferne unablässig die Kanonen gedonnert, wären nur nicht aller Enden die Leuchtkugeln gegen den dunkeln Himmel gestiegen. Hätte man nur nicht immer wieder das gewaltige Sausen der Granaten gehört und das Zittern des Erdbodens gespürt beim Einschlagen der Treffer.

Es wurde dunkler, aber noch sahen sie einander, wenn auch nur als gleitende Schatten.

Plötzlich blieb Hannes stehen, hob den Arm und machte st! Im Nu lagen sie alle, wie er, auf dem Boden.

„Mir nach!"

Er kroch auf dem Bauche in dichtes Gebüsch. Die anderen hinter ihm her.

Schritte erklangen. Dunkle Gestalten kamen auf dem Sträßlein heran.

„Auf hurra alle 'raus und mit dem Kolben drauf!"

Düval zitterte vor Erregung. Krampfhaft packte er das verkehrte Gewehr.

Jetzt waren die Feinde da. Jetzt zogen die ersten ahnungslos vorüber. Da sprang Hannes empor und brüllte aus Leibeskräften. Brüllend sprangen die anderen mit ihm vorwärts.

Schüsse krachten, dann wurden sie handgemein.

Düval schlug wie rasend auf eine dunkle Gestalt, bis sie zusammenbrach.

Keuchend standen die Sieger im Walde.

Hannes ließ das Licht seiner Taschenlampe über die Walstatt gleiten. Drei Feinde lagen regungslos, einer stöhnte noch. Aber auch zwei Deutsche lagen still und rührten sich nicht.

Hannes untersuchte die gefallenen Kameraden genau. Sie waren tot. Da nahm er ihnen die Marken ab.

„Fort!"

In der Dunkelheit gingen sie weiter.

Als sie etliche hundert Schritte vom Kampfplatze entfernt waren, machte er halt: „Eigentlich wären wir fertig. Denn es hat geheißen, wenn Sie auf eine feindliche Patrouille stoßen, können Sie umkehren. Aber ich möcht' doch noch ein wenig weiter gehen. Was meint ihr?"

Düval schwieg. Der andere aber sagte: „Mir ist's recht."

Da keuchte auch Düval: „Mir ist's recht. Ich geh' überall hinter dir drein."

„Gut", sagte Hannes. „Aber dann fest zusammenhalten, komm', was da will. Vielleicht bringen wir doch was heraus."

Vorsichtig tappten sie weiter. Düval war in unbeschreiblicher Aufregung. Er hatte seinen ersten Kampf hinter sich. Er hatte einen Menschen erschlagen!

Eine grimmige Freude erfüllte ihn: Er hatte seinen Mann gestellt wie die anderen.

Für Augenblicke flogen seine Gedanken in die Heimat. Er sah die Seinen in dem Gärtchen hinter dem Hause zwischen den hohen Mauern sitzen. Die Lampe stand auf dem Tisch unter dem Kastanienbaume und warf ihr Licht empor in das Gewirr der Blätter. Er sah die Eltern und die Geschwister. Und er hatte einen Menschen erschlagen und freute sich dessen! —

Es war nun recht dunkel. Das Sträßlein lief durch dichtes Gebüsch. Nahe hintereinander schlichen sie vorwärts.

Ein paar hundert Schritte mochten sie also gekommen sein.

Was war das?

Zu spät war's —! Wie gelähmt standen sie. Vor ihnen und zu beiden Seiten dunkle Gestalten, als wären sie aus dem Boden gewachsen. Drohende Gewehrläufe. Und eine schrille Stimme:

„Allemands — Ände ock!"

Einen Augenblick noch standen die Deutschen regungslos.

„Allez!" schrie der Franzose.

„Macht nix", sagte Hannes ganz ruhig. „Hilft uns nix. Schmeißt euer Zeug weg!"

Die Gewehre rasselten zu Boden, und die Hände fuhren in die Höhe.

Sie waren gefangen.

Der Führer leuchtete einem nach dem anderen ins Gesicht.

Hannes knirschte mit den Zähnen, als sie ihm das Seitengewehr abrissen. Lautlos standen die zwei anderen und ließen sich entwaffnen wie er.

„Ist ja so schon dunkel genug", murrte Hannes, als man ihm die Augen verband.

Da machte der dritte Mann einen gewaltigen Satz nach außen und brach durchs Gebüsch.

Es gab eine kurze Jagd. Ein wilder Aufschrei gellte durch den Wald. Nach einer Weile kamen die Verfolger heftig schnaufend zurück. —

Düval zitterte am ganzen Leibe, als er nun mit verbundenen Augen Hand in Hand mit dem Freunde zwischen den Franzosen dahintappte, dem ungewissen Schicksal entgegen.

Dann und wann stolperte einer der Gefangenen und wäre gefallen, wenn ihn der andere nicht gehalten hätte. Dann gab's wohl auch einen harten Kolbenstoß und rohe Fußtritte.

Nach einer halben Stunde machten sie halt. Vor ihnen rauschte ein Wasser. Ein Ruf gellte. Ein Ruf antwortete aus der Ferne. Nach einiger Zeit klatschten Ruderschläge.

„Gardez-vous!“

Zwei Soldaten packten Hannes, zwei Düval mit rohen Griffen unter den Armen und stießen sie abwärts ins Boot.

Stehend gelangten sie ans jenseitige Ufer. Und weiter ging's über Stock und Stein.

Endlich tönten Stimmen vor ihnen. Speisengeruch schlug ihnen entgegen. Dann roch es nach Pferden.

„Paß auf!“ raunte Hannes. „Jetzt sind wir da. „Taisez-vous!“ rief ein Soldat und stieß ihm den Kolben in die Seite.

Ein Tuch rauschte. Sie wurden vorwärts gestoßen.

Zigarettengeruch. Eine lange Meldung des Führers. Kurze Fragen von zwei verschiedenen Stimmen. Hannes verstand gar nichts, Düval jedes Wort.

Man riß ihre Binden ab, und sie sahen sich in einem großen Zelte, das von einer Hängelampe beleuchtet war. Seitwärts, an einem mit Karten bedeckten Tische saßen zwei Offiziere.

Jetzt erhob sich der eine und kam heran. Der andere blieb sitzen, spielte mit einem Stift und paffte seine Zigarette.

Der Führer begann den Gefangenen die Taschen zu leeren. Alles, was er fand, legte er auf einen Feldstuhl: Geldbörsen, Brustbeutel, Taschentücher, Klappmesser, ein paar Briefe, etliche Täfelchen Schokolade.

Dann trat der Offizier, ein schlanker Mann mit bleichem, hagerem Gesicht und schwarzem Schnurrbart vor die beiden und musterte sie mit dunkeln, stechenden Augen.

„Wie eißen?“

Der Gefreite antwortete mit lauter Stimme: „Vitus Hannes.“

„Regiment?“

„Das weiß ich nicht.“

Der Franzose trat nun ganz nahe auf den Gefangenen und sah ihn durchbohrend an.

„Sie woll nix wiss, wie? Ik frage sum sweitenmal: Regiment?“

„Das weiß ich nicht."
„Wissen, daß sein prisonnier de guerre — gefangen?"
„Zu Befehl."
„Also sum dreitenmal — Regiment?"
„Das weiß ich nicht."



„Der Franzose stampfte. Der deutsche Riese sah mit unbewegtem Gesichte auf ihn herunter und hielt die Hände regungslos an den Hosennähten.
„Warum niks wollen Sie reden?"
„Weil es mir verboten ist!" schrie Hannes.
„Wer hat Ihnen verboten su sag?"
„Mein Herr Hauptmann."

„Dieses Err aben nikt mehr zu verbiet — comprenez-vous?"

„Zu Befehl."

„Also sag! Allez!"

„Ich weiß es nicht."

Der Franzose hob die Fäuste vor das Gesicht des Gefangenen. „Wissen, daß ik Sie kann maken su red?"

„Das weiß ich nicht."

Der Franzose stieß einen Fluch aus und wandte sich auf dem Absatz. „Mon pistolet!"

Der Sergeant lief und holte ihm die Waffe vom Tisch.

Der Franzose entsicherte die Pistole und trat wieder hart vor seinen Gefangenen.

„Warum sag Sie nikt? Sie sein eine freke Mensch — ik abe so eine nok nie geseh. Aber ik — allez, raus mit dem Sprak!"

Hannes stand steif und hoch und schrie, wie er es gelernt hatte, über den Offizier gerade hinaus in die Luft: „Ich weiß es nicht. Und wenn ich's auch wüßt', so tät' ich es Ihnen doch nie sagen. Wir sind Deutsche und halten zusammen."

Der Franzose sprang zurück und richtete die Waffe gegen den Gefangenen.

Hannes stand hoch und steif und sah mit unbewegtem Gesicht auf den Wutbebenden herunter.

„Wissen, daß ik kann Sie laß schieß tot auf die Stell da?"

„Zu Befehl."

Noch einmal musterte der Franzose den deutschen Riesen mit funkelnden Augen. Dann senkte er die Waffe und befahl dem Führer, er solle dem Manne die Augen verbinden und ihn abführen.

Hannes machte kehrt, stampfte mit dem rechten Fuß hart auf und marschierte stramm aus dem Zelt. —

Düval stand allein vor dem Wütenden, bleich bis in die Lippen und heftig zitternd.

Jetzt kam es an ihn. Wie stark war doch Hannes gewesen! ‚O Herr Gott, hilf mir auch, daß ich nicht schwach werde. Nur nicht schwach, daß ich mich schämen müßte vor mir und vor meinem Kameraden!'

Seine trockenen Lippen zuckten.

Der Offizier war an den Tisch getreten und sprach halblaut auf den anderen herunter. Es dünkte Peter ein endlos langes Gespräch zu sein.

Jetzt wandte sich der Offizier, kam langsam heran, steckte die Hände in die Taschen und musterte den schmalen Knaben von oben bis unten.

Dann sagte er nicht unfreundlich: „Ik meine, Sie sein klüger als das Kamerad. Wie eißen?"

„Peter Düval."

„Comment —?" Der Offizier sah ihn erstaunt an.

„Peter Düval", sagte der Rekrut mit zaghafter Stimme.

„Oh — Elsässer?"

Der Knabe atmete tief auf. Dann gab er die Antwort in französischer Sprache.

„Sie irren, Herr Kapitän, ich bin kein Elsässer, sondern ein Deutscher."

„Und Sie sprechen ein so gutes Französisch — wie kommt das, mein Lieber?" sagte der Offizier nun auch in französischer Sprache. „Da werden wir uns ja ohne Zweifel ganz ausgezeichnet verständigen. Sie wünschen also ein Deutscher zu sein. Aber Ihr Name ist doch ein französischer? Wie kommt das? Wollen Sie mir das vertrauensvoll erklären."

„Ich bin ein Deutscher und will nie etwas anderes sein. Mein Vater hat mit uns Kindern von klein auf so viel Französisch gesprochen, daß ich mich in dieser Sprache ausdrücken kann. Denn allerdings, ursprünglich — in ganz alten Zeiten —"

„Aha!"

„— ist meine Familie französisch gewesen."

„Und hat ihr Vaterland verlassen? Warum?"

„Sie ist wegen des Glaubens aus Frankreich vertrieben worden."

„O — ich verstehe, Hugenotten!"

Der zweite Offizier war auch aufgestanden und näher getreten.

„Man sieht es Ihnen an, daß Sie kein Deutscher sind. Namentlich fällt das auf, wenn Sie neben so einem deutschen Elefanten stehen. Und das Plumpe, Ungeschlachte, Barbarische habe ich an allen Deutschen, die mir begegnet sind, beobachtet."

„Ich habe Ihnen aber schon gesagt, Herr Kapitän, daß ich mit Leib

und Seele, mit Denken und Fühlen, allem, was ich bin und habe, von Mutter und Großmüttern her ein Deutscher bin."

„Oh!" — Der Franzose lächelte. „Und dabei heißen Sie Düval?" Er wandte sich zum anderen Offizier. „Eine merkwürdige Sache: Meine eigene Urgroßmutter hieß Düval, und die Familie dieser Margot Düval stammte aus hiesiger Gegend."

„In der Tat, höchst merkwürdig, mein Herr Graf", sagte der andere und zündete sich eine Zigarette an.

Der Graf wandte sich wieder zu seinem Gefangenen: „Führen Sie ein Wappen, junger Mann?"

„Drei goldene Sterne — ich denke, im schwarzen Feld", antwortete Düval.

„Falsch!" rief der Franzose. „Im blauen Schild! Und wissen Sie, was die drei goldenen Sterne der Düval bedeuten?"

„Mein Vater meinte es zu wissen: Glaube, Liebe, Hoffnung", sagte Peter schüchtern.

„Pah!" Der Offizier schlug mit der flachen Hand durch die Luft. „Die drei Sterne der Düval bedeuten von Ewigkeit her: Der König, die Ehre, die Dame. — Aber Sie zittern, junger Mann? Was ist Ihnen? Wir unterhalten uns doch? Lösen Sie ihm die Fesseln, Sergeant! Und hier —!" Er ging an den Tisch und goß Wein in ein Glas. „Stärken Sie sich!"

Peter griff nach dem Glas. Aber seine Hand zitterte so heftig, daß er die Hälfte des Weines verschüttete.

„Ich bin gefesselt gewesen", entschuldigte er sich.

Ganz austrinken!" Gehorsam schüttete Peter den feurigen Wein hinunter.

„So, mein Lieber, jetzt wird es gleich besser gehen mit der Unterhaltung. Sie sind von demselben Regiment wie dieser halsstarrige Kamerad?"

„Von demselben Regiment."

„Welches Regiment?"

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, das darf ich Ihnen nicht sagen."

„Dürfen —? Ich verstehe Sie, Sie wollen nicht preisgeben, was der andere verschwiegen hat. Aber Sie sind ja doch ein junger Mann

von guter Erziehung. Sie überblicken Ihre Lage ganz anders als der gemeine Soldat. Sie wissen, daß Sie vollkommen in unserer Gewalt sind. Sie wissen, daß Sie Ihre Lage verbessern oder verschlechtern können. Vergessen Sie nur für ein paar Augenblicke, daß Sie zufällig in Deutschland geboren sind. Versetzen Sie sich einmal zurück über die kurze Spanne Zeit und antworten Sie mir als Franzose und Landsmann, der Sie nach Ihrem Herkommen sind."

„Verzeihen Sie, ich bin Deutscher und wünsche nichts anderes zu sein, solang ich lebe."

„Als Franzose, der Sie nach Herkommen und Erziehung sind. Ihr Vater hat mit seinen Kindern Französisch gesprochen. Stünde er hier im Zelte, dann würde auch er sagen: Benimm dich als guter Franzose!"

„Sie irren, Herr Graf, mein Vater würde mir niemals im Leben verzeihen, wenn ich Deutschland verriete."

„Sie sollen uns ja nur ein paar Nummern nennen, ein paar Stellungen erklären, an deren Kenntnis uns besonders viel liegt. Weiter nichts. Dann sind wir fertig. Und ich versichere Ihnen, Sie werden Ihre Offenheit niemals bereuen."

Düval stand mit festgeschlossenen Lippen.

„Treten Sie an diesen Tisch und beantworten Sie uns an der Hand der Karte, was ich Sie frage!"

„Verzeihen Sie, Herr Graf!" Der Gefangene schluckte und rang nach einem Wort. „Wie würden Sie einen Franzosen nennen, der den Deutschen eine französische Stellung verriete?"

„Pah — das gehört doch nicht hierher! Und Sie vergessen immer wieder, Sie sind ein Landsmann von uns, ob Sie es wollen oder nicht. Sie sind ein Lothringer und also dem Boden entwachsen, auf dem wir stehen."

„Nein, ich bin und bleibe ein Deutscher und fühle mich keineswegs als Franzose", erklärte Düval sehr bestimmt.

Der Graf nahm jetzt eine andere Haltung an.

„Haben Sie Hunger?"

Der Gefangene schwieg.

„Ich kann Sie hungern lassen, bis Sie zur Vernunft kommen."

Der Gefangene schwieg und sah den Offizier mit seinen dunkeln Augen ernsthaft an.

„Ich kann Sie krumm schließen lassen, daß Sie hernach nicht mehr gehen, stehen, sitzen, liegen können —"

Der Gefangene schwieg.

„Ich kann Sie töten lassen!"

„Auf einmal nicht, Herr Graf. Allmählich wohl."

„Und warum nicht durch einen Schuß?"

„Das Völkerrecht schützt den Gefangenen. Er ist nicht rechtlos, Herr Graf."

Der Franzose lachte. „Das Völkerrecht! Was ist Völkerrecht? Nun, Sie werden ja sehen. Ich meine es gut. Besinnen Sie sich!" Er wandte sich zum Sergeanten: „Fort mit ihm!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Zelttuch hatte sich geschlossen. Der Graf ging auf und ab. Dann trat er an den Tisch und zündete sich eine Zigarette an.

„Ekelhaftes Geschäft das! Namentlich, wenn man's mit so tapferen Leuten zu tun hat. Man wäre beinahe versucht, sich ein wenig zu schämen."

„Und doch ein sehr notwendiges Geschäft", sagte der andere kalt und studierte die Karte. „Hier —!" Er legte den Finger auf einen Punkt. „Wenn wir das wüßten!"

„Wir werden's erfahren!" sagte der Graf und stampfte.

Der andere steckte eine Knopfnadel auf die Karte. „Übrigens" — er sah mit flüchtigem Lächeln auf — „war Ihre verehrte Urgroßmutter in der Tat eine Düval?"

„Keine Rede!" Der Graf lachte hell auf. „Ich wollte den Boche nur gefügig machen. Aber es hat mir doch nichts geholfen."

„Ich verstehe."

„Aber daß hier in der Gegend heute noch eine sehr alte Familie Duval ansässig ist, weiß ich zufällig. Und das Wappen stimmt auch. Da bin ich Kenner."

„Merkwürdig. Wo liegt der Herrschaftssitz?"

Der Graf wies nach Osten. „Ganz bestimmt kann ich's nicht sagen. Dort irgendwo."

„Ich vermute, daß auch von diesem Herrschaftssitze wie von so manchem anderen —"

„Nicht viel übrig sein dürfte", vollendete der Graf.

Er begann wieder auf und ab zu gehen: „Armes Frankreich. Du hast die Ahnen wegen einer Lappalie vertrieben, und jetzt zahlen dir's die Urenkel heim."

„Gibt es in der Tat viele französische Emigrantenfamilien in Deutschland?"

„Sehr viele. Und sie liefern, sollte ich denken, nicht die schlechtesten Soldaten."

„Morgen werden diese Boches gefügiger sein."

„Es ist zu hoffen", sagte der Graf.

Peter Düvals Heimkehr

Etwa zehn Minuten hatten sie zu gehen. Dann rauschte es vor ihnen wie aus einem Bache, und sie hielten an einer kleinen Türe.

Die Taschenlampe des Begleiters flammte auf. Der Wachtposten öffnete.

Düval stand in einem finsteren Raume. Hinter ihm wurde die Türe geschlossen.

Der Bach rauschte, und es war nicht zu verstehen, was die beiden Franzosen vor der Hütte miteinander verhandelten. Eilige Schritte entfernten sich und verklangen im Rauschen des Baches.

„Sst!"

„Hannes?"

„Natürlich."

„Gott sei gedankt!"

Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Finsternis. Und jetzt kam auch hoch an der Wand gegenüber der Türe ein dämmerheller Fleck heraus. Dort mußte ein Fenster sein.

„Her da — kannst dich aufs Stroh legen."

Hannes streckte ihm die Hand entgegen und zog ihn neben sich.

„Hast 'was verraten?“ zischte er mit heißem Atem fast feindselig an seinem Ohr.

„Kein Sterbenswörtlein.“

„So, dann ist's gut.“

„Hast du mir's zugetraut, daß ich mich so schlecht mache?“

„Man weiß nie, was einer in der Angst anstellt. Und du hast Angst gehabt. Oder etwa vielleicht nit?“

„Dir darf ich's ja sagen: Es ist mir schrecklich angst gewesen.“

Hannes lachte leise. „Meinst etwa vielleicht, mir nit?“

„Aber davon hab' ich doch gar nichts gemerkt?“

„Gemerkt? Das wär' noch schöner! Aber das sag' ich dir, wenn du morgen oder irgendwann in der Angst was verrätst, dann schau ich dich nimmer an in meinem Leben.“ —

„Jetzt sind wir gefangen“, seufzte der Knabe nach einer Weile. „Was sie wohl mit uns vorhaben?“

Hannes knirschte. Dann sagte er: „Es wird noch ganz anders kommen, als es heute gewesen ist. Das war nur der Anfang.“

Sie sprachen nichts mehr.

Todmüde streckte sich Düval auf das Stroh. Hannes blieb sitzen. Hannes kaute an seinen Nägeln und hing seinen Gedanken nach — tapferen, trotzigen Gedanken.

Endlich überwand auch ihn der Schlaf. Und er schlief traumlos die ganze Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen war angebrochen. Da fuhr Hannes empor.

Der Schlüssel drehte sich im Schlosse. Ein Soldat mit umgehängtem Gewehr trat herein und stellte einen Krug auf den Fußboden. Daneben legte er zwei Brote.

„Bon appetit!“

„Besser als gar nichts“, rief Hannes hinter ihm drein und stand auf. Er streckte sich und gähnte. Dann bückte er sich, hob den Krug und trank.

„Da — Düval! Trink auch! Und da — da hast du Brot. Groß ist's nicht, aber hart.“

Düval hatte sich aufgerichtet. Jetzt saß er mit angezogenen Beinen

auf dem Stroh und hatte die Arme um die Knie geschlungen. Er rührte sich nicht.

„Ich habe heute nacht so schön geträumt", sagte er endlich mit klangloser Stimme.

Der andere stand vor ihm, hielt mit der einen Hand den Wasserkrug und reichte ihm mit der anderen das Brot: „Iß, viel ist's ja nicht, aber wenig."

Düval nahm das Brot.

„Trinken mußt auch!" befahl Hannes mit rauher Stimme und hielt ihm den Krug an die Lippen.

Der Knabe trank.

„Ich bin im Traume daheim im Gärtchen hinter unserem Hause gewesen", sagte er und blickte wieder vor sich hin.

„Das hat gar keinen Wert, wenn man so was träumt", fuhr ihn Hannes an. „Denn wir sind halt jetzt einmal nimmer daheim."

Dann beugte er sich tief herab und flüsterte: „Wir müssen schauen, wie wir fortkommen. Hörst du?"

Düval hob die Augen und flüsterte voll Angst: „Da kämen wir sicher nicht weit."

„Das werden wir nachher schon sehen", sagte Hannes, wandte sich, trat unter das Fenster und starrte hinauf.

Es war ein enges Fenster mit einer erblindeten Scheibe, bedeckt mit Spinnweben. Ein sehr enges Fenster, zum Glück nicht vergittert. Ein schlanker Mensch konnte sich vielleicht noch hindurchzwängen. Und Hannes war trotz seiner Größe sehr schlank.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Tag verging in Angst und Weh, in Hunger und Sinnieren. Der Bach rauschte in einem fort sein eintöniges Lied, und die Geschütze donnerten bei Freund und Feind. Niemand brachte ihnen zu essen den ganzen Tag.

Endlich dämmerte der Abend herauf.

Düval hatte sich wieder ausgestreckt und starrte zu den Balken hinauf. Hannes saß neben ihm.

Schritte kamen heran. Die Türe wurde aufgerissen, und eine Stimme brüllte herein: „Annes!"

„Hier!" brüllte der Gefreite, rumpelte auf und trat an.

„Allez — allez!"

Die Türe schloß sich, der Schlüssel kreischte, und Düval war allein in dem dunkeln Loche.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es währte lange, bis Hannes zurückkehrte. Zwei Soldaten brachten ihn. Fluchend stießen sie ihn herein. Er schlug hin und raffte sich auf.

„Daß du mir nichts verrätst!" keuchte er den Kameraden an und wischte sich das Blut von der Stirne. „Aus mir haben sie fein gar nichts herausgebracht mit allem Schlagen. Daß du's nur weißt."

„Allez — allez!" Krachend schloß sich die Türe.

„Zähne zusammenbeißen!" schrie Hannes. Dann sank er auf die Knie und hob die gefalteten Hände gegen die Balkendecke: ‚Hilf, Herrgott, hilf ihm, daß er ganz fest bleibt!'

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Düval blieb lange aus. Auch er wurde von rohen Fäusten unter Fluchen in das Loch zurückgestoßen. Krachend fiel die Türe ins Schloß.

Er warf sich auf das Stroh und wühlte sich hinein und begann krampfhaft zu schluchzen.

Hannes hatte sich aufgerichtet. „Hast 'was verraten?"

„Kein Wort, kein einziges Wort", kam es stoßweise aus dem Stroh.

„So ist's recht", tröstete ihn der Gefreite. „So bist du ein braver Kerl. Nur immer fest bleiben! Nur um Gottes willen die Kameraden nit verraten! So ist's recht. So bist du mir lieb."

„Man hat mich fürchterlich geschlagen", flüsterte Düval. „Und für morgen hat man mir die Daumenschrauben angedroht."

„Mir auch!" sagte Hannes.

„Und man wird uns töten. Ich weiß es gewiß", vollendete der Knabe.

Hannes rückte nahe an den Freund. Er nahm seine Hand, streichelte sie, wie eine Mutter ihr Kind streichelt, und starrte in die Finsternis.

Ihn hatte die rohe Behandlung nicht zu Boden gedrückt wie den zarten, schmächtigen Peter. Auch ihn schmerzten alle Glieder von den Schlägen. Aber es war, als hätten die Schläge erst seine ganze Tatkraft ausgelöst.

Eine Stunde lagen und saßen sie also. Da kam der Mann, der ihnen auch am Morgen das Brot gebracht hatte.

Er schloß die Türe, stellte seine Laterne auf den Boden und den Krug daneben und legte zwei Brote dazu.

Mit geballten Fäusten saß Hannes und funkelte ihn an. Einen Augenblick durchzuckte es ihn sogar: Mit einem Sprung auf den Kerl und erwürgen! Aber nur einen Augenblick.

„Oh malheur, malheur", flüsterte der Franzose und legte den Finger auf den Mund. „Malheur, malheur — demain matin!"

Er hob das Gewehr, schlug an und zielte ins Leere.

Noch einmal flüsterte er: „Malheur!" Dann war er fort. —

Die Freunde saßen stumm, mit verschlungenen Händen. Laut rauschte der Bach, der freie Bach hinter der Hütte.

Endlich raunte Hannes: „Kannst du dir auch denken, was er gewollt hat?"

„Morgen früh werden wir erschossen", sagte Düval, und seine Zähne schlugen hörbar aufeinander.

„Jetzt müssen wir halt schauen, daß wir fortkommen", raunte Hannes.

„Sie wollen uns gewiß nur bange machen!" flüsterte Düval. „Damit wir's ihnen verraten."

„Einerlei, ganz einerlei", antwortete Hannes. „So oder so — jetzt geht es aufs Ganze. Jetzt müssen wir fort."

Er zog den Kameraden empor, unters Fenster.

„Wenn du dich auf meine Schultern stellst, kannst du nachschauen, ob es geschlossen ist. Das muß ich jetzt wissen. Mach' vorwärts!"

Düval kletterte gehorsam auf seine Schulter und stand nun so hoch, daß er das Fenster ohne Mühe erreichen konnte.

„Es ist vernagelt", flüsterte er.

„Gut, geh wieder herunter! So —. Und jetzt machen wir's umgekehrt. Ich stelle mich auf dich und spreng's auf."

„Hast du denn ein Messer?"

„Freilich. Mein Hautmesser, das jeder Metzger zum Häuten hat."

„Sie haben uns doch alles abgenommen?"

„Das haben sie halt nit gefunden in meiner Wickelgamasche!" triumphierte Hannes.

Mit ausgespreizten Fingern stemmte sich Düval gegen die Lehmwand. Wie schwer war doch dieser Hannes! Und wie bitterlich drückten die Nagelschuhe auf seinen Schultern!

„Halt nur aus! Ich muß das vorsichtig machen. Sonst kommt mir der Posten dazwischen."

Es war eine harte Arbeit. Krachte auch etliche Male bedenklich. Nur gut, daß der Bach so laut rauschte. Zuletzt krachte es wieder. Und diesmal ganz laut.

Verflucht, jetzt ist mein Messer abgebrochen. Aber ich muß es auch so schaffen."

Und er schaffte es auch mit dem abgebrochenen Messer.

Vorsichtig glitt er herab auf den Boden. Heftig atmend lehnte Düval an der Wand.

„So, jetzt sind wir so weit. Und jetzt paß auf! Ich hoff', ich komm durchs Fenster. Daß nur einer von uns dort hinauskann, siehst ja selber ein. Und der muß halt ich sein. Denn da draußen gibt's was mit dem Posten zu verhandeln, und das muß ich machen. Wenn ich's aber gemacht hab' und wenn ich sein Seitengewehr hab', dann lass' ich dich zur Tür' heraus, und wenn ich sie sprengen muß. So, und jetzt gib mir die Hand. Ich kann dich nit sehen. So. Und wenn mir's nit glückt, und du kommst durch, dann denk an mich und grüß auch meine Pflegeltern. Und verrat nur ja dem Feind kein Wörtel, kein Wörtel nit um Leben und Sterben!"

Düval begann zu weinen und hielt die Hand des Freundes fest zwischen seinen kalten Fingern.

„Sorg dich nit!" tröstete Hannes. „Ich probier's, und wenn mir's das Leben kostet. Und ich verlaß dich nit. Dazu hab' ich dich doch viel zu gern. Ich bring dich heim. Sorg' dich nur nit. Ich bring dich heim, ganz und gewiß."

Düval schluchzte und wollte das Schluchzen unterdrücken. Aber es gelang nicht.

Gehorsam stellte er sich wieder an die Wand und stemmte die Hände an.

Nach kurzer Zeit hatte sich Hannes fast lautlos durch das Fenster gezwängt.

Düval hörte, wie er sich außen herabließ und in den Bach plumpste.
Lange Zeit war alles stille. Nur der Bach rauschte wie vorher.
Endlich tasteten sich schleichende Schritte die Wand entlang. Düval spürte sein Herz schlagen bis in den Hals hinauf.



Und jetzt —! Der Posten sagte: „Bonjour, monsieur!"
Ein dröhnender Schlag. Ein Schrei. Ein kurzes Keuchen. Dann rauschte nur noch der Bach.
Ein Schlüssel wurde in die Türe gestoßen. Die Türe knarrte.
„Sst —!"

Hannes zerrte den Kameraden heraus.

Es war nicht so finster, daß Düval die dunkle Gestalt hätte übersehen können, die neben der Türe lag.

„Sst —!"

Hannes packte den Kameraden am Handgelenk. „Da — auf den Wald zu!"

Ein weißes Sträßlein blinkte in unsicheren Umrissen aus der Finsternis. Hand in Hand liefen sie dem Walde entgegen.

Sie waren etliche hundert Meter weit gekommen. Das Sträßlein führte zwischen Buschwerk dahin. „Halt!" keuchte Hannes und hielt den Kameraden mit einem Ruck an.

Aus der Ferne klang das Getrappel rennender Menschen.

„Vorwärts!"

Hand in Hand liefen sie weiter, so geschwind sie vermochten.

Bing — bing.

„Han —!" stieß Düval heraus und brach zusammen.

Hannes beugte sich über den Kameraden. „Auf —!" Er versuchte ihn emporzuzerren. Aber leblos sank der Getroffene zurück.

Hannes ließ los. Ganz nahe waren die Verfolger. Schon hörte man sie keuchen. Da brach Hannes wie ein gehetztes Wild seitwärts ins Buschwerk.

Die Zweige peitschten sein Gesicht. Er rannte mit vorgehaltenen Armen. Endlich erreichte er den Hochwald.

Hinein zwischen die Stämme!

Und jetzt dort den dünnen Stamm hinauf!

Er hängte die Koppel des französischen Seitengewehres um den Hals und kletterte wie eine Katze hinauf bis in den Wipfel.

Keuchend saß er und lauschte hinaus in die Nacht. Es war nichts zu hören als das ferne, unaufhörliche Grollen und Rollen und Donnern der Geschütze.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lange saß Hannes im Baumwipfel und wartete. Wie lange — er wußte es selbst nicht.

Endlich, nach Stunden, glitt er behutsam herab und suchte den Weg zurück.

Das Glück war ihm günstig. Nach kurzer Zeit sah er das Sträßlein blinken.

Er kam aus dem Walde heraus und schlich seitwärts vom Sträßlein am Saume des Buschwerks hin.

Die Wolken waren zerrissen. Hinter grauem Schleier schimmerten etliche Sterne.

Da fand er den kleinen Kameraden.

Er lag jetzt im Graben neben dem Sträßlein. Sein Rock war aufgerissen, und die Taschen der Beinkleider hingen heraus. Die Franzosen hatten den Ausgeplünderten noch einmal durchsucht.

Der Rock war feucht von geronnenem Blute.

Hannes kniete nieder und öffnete den Rock. Da fand er die Wunde im Rücken rechts.

Er beugte sich herab und legte das Ohr ans Herz.

Peter Düval seufzte tief auf.

„Verstehst mich, Peterle?"

Keine Antwort.

Herrgott — was tun?

Hannes stand neben dem Bewußtlosen und kaute an den Fingernägeln.

Dann bückte er sich, hob die leichte Last auf den Rücken und ging mit ihr zurück in den Wald.

Der Morgen graute.

Hannes verließ das Sträßlein und verbarg sich mit dem Kameraden im Buschwerk.

Dort warf er zunächst seinen Rock ab und zog sein Hemd aus, zerriß es und legte einen Notverband an. Peter Düval seufzte zuweilen. Aber zum Bewußtsein kam er nicht.

Den Tag über blieb Hannes in dem Versteck.

*

Es war die vierte Nacht, die auf diese Ereignisse folgte. Irgendwo vor den deutschen Linien, weit draußen vor dem Drahtverhau in einem Granatloche, lag der vorgeschobene Posten einer preußischen Abteilung.

Er spähte in die Finsternis. Wie alle Tage und Nächte vorher donnerten die Kanonen in der Nähe und in der Ferne. Lichtkegel

zitterten über das Land, daß es aufleuchtete in scharfen Umrissen und jählings in Finsternis versank. Leuchtkugeln stiegen da und dort, standen, zerstäubten in zahllose Sterne und sanken ins Nichts.

Wie seit Monaten brüllte und toste, knatterte und fauchte in der Ferne die Schlacht.

Der Posten lauschte und richtete sich etwas empor. Es war ihm, als hätte er einen Ruf gehört. Jawohl — da wieder!

Er richtete sich auf die Knie.

Hinter der deutschen Stellung fuhren weiße Leuchtkugeln empor, und in ihrem Lichte stand, etwa hundert Schritt entfernt im Felde, eine Gestalt, und eine Stimme kam herüber zum Posten: „Versprengter Deutscher."

„Hast Waffen?"

„Nein." Klirrend fiel ein Seitengewehr zur Erde.

„Dann Hände hoch und her zu mir!"

„Ich trag' einen Toten."

„So komm nur!"

Er kam mit seiner Last.

„Halt!"

Er blieb stehen.

„Du bist ein Franzose!" rief der Posten und schlug an.

„So wahr mir Gott helf', ich bin ein Bayer."

„Du hast einen Franzosenmantel an!"

„Und bin aber ein Bayer. Hilf mir, Kamerad. Mir ist so schlecht — ich muß umfallen."

Mißtrauisch blieb der Posten im Anschlag knien. Keuchend kam der Mann und legte seine Last auf die Erde.

„Gefreiter Hannes vom *.*.* bayerischen Infanterieregiment!" stieß er noch heraus, dann brach er in die Knie.

Der Mann war ungefährlich. Soviel sah auch der mißtrauische Posten.

„Da, trink!" Er reichte ihm seine Flasche.

Hannes trank. Dann erhob er sich. „Dank' dir, Kamerad. Schon wieder gut."

„So komm mit!"

Hannes nahm seine Last auf und stapfte voran.

Nach kurzer Zeit hielten sie an einem schwach erleuchteten Unterstande. Behutsam legte Hannes seine Last ab und trat vor den wachhabenden Offizier: „Gefreiter Hannes vom *.* bayerischen Infanterieregiment meldet sich als versprengt von Patrouille zurück. Vier Mann sind gefallen, einen Toten hab' ich bei mir. Ich bin allein übriggeblieben und bitte um Essen."



Der Leutnant ließ ihm Brot geben. Gierig schlang Hannes die Bissen hinein.

Dann wurde er einem scharfen Verhör unterzogen.

Es klang alles ganz unglaublich.

Kopfschüttelnd ging der Leutnant aus dem Unterstand und besah sich die Leiche des Kameraden, den der Mann da vier Tage auf den Armen umhergeschleppt haben wollte.

Dann setzte er das Verhör fort.

Bestimmt und klar beantwortete Hannes alle Fragen. Es war

ihm wohl zumute, trotz dem sichtbaren Mißtrauen des Offiziers. Er war ja zu Hause, er war ja bei Deutschen.

Wie er zu dem Franzosenrock gekommen sei?

„Den hab' ich am zweiten Tag einem Franzosen abgenommen. Daß ich einen kleinen Fluß durchwatet hab', ist schon gemeldet. Bald darnach hab' ich einen verlassenen Schützengraben gefunden. Aus verschiedenen Anzeichen ist mir gleich klar geworden, daß es ein französischer Graben war. Vielleicht ein Notlaufgraben oder so etwas. Dort bin ich in einen Unterstand gekrochen und hab' geschlafen, ich weiß nit, wie lang."

Und der Kamerad?"

„Der hat noch immer gelebt. Und ich hab' ihm halt gar nit recht helfen können. Die Wunde hat immer wieder geblutet. Er ist nimmer zu sich gekommen. Hab' auch bald keine Hoffnung mehr gehabt. Also — wie ich aufwach', schnauft er immer noch. Es ist heller Tag gewesen. Der Hunger hat mich schrecklich geplagt. Bis gegen Abend bin ich geblieben. Denn ich hätt' mich am Tag nit aus dem Graben gewagt. In der Dämmerung hör' ich Schritte. Ich drück' mich in den Unterstand und spitz' heraus. Wie ich so spitz', kommt ein großer Franzos daher, feldmarschmäßig ausgerüstet. Im Graben kommt er daher. Denk' ich — er oder du! Er, das ist besser — —. Pack' mein Seitengewehr, das ich dem Posten abgenommen hab', und wie er vollends da ist, brech' ich heraus und stoß' zu. Aber er ist ein sehr großer Mann gewesen und hat sich heftig gewehrt. Hat auch um Hilfe geschrien. Aber es hat ihn niemand gehört, und so hab' ich gemerkt, daß weit und breit niemand war. Wir haben lang gerauft. Endlich hab' ich's gargemacht und hab' seinen Tornister in den Unterstand gezogen. Viel ist nit drinnen gewesen. Eine Konservenbüchse und ein Stück Brot, ein wenig Schokolade. Aber vier reine Hemden und eine reine Unterhose. Mit den Hemden hab' ich meinen Kameraden wieder notdürftig verbunden. Eins hab' ich angezogen; auch die Unterhose. Dann hab' ich den Mantel aufgerollt und da ist mir so durch den Kopf gefahren: Der Mantel könnt' dir beinahe passen. Den Mantel wirf um! Werf ihn also um und setz' auch seine Mütze auf. Jetzt hab' ich mich für einen Franzosen ausgeben können."

Warum er das Gewehr nicht mitgenommen habe?

„Das Gewehr hätt' mich doch nur gehindert. Denn ich hab' ja den Kameraden tragen müssen."

Wielang der noch gelebt habe?

„Bis heut nachmittag. Da hab' ich's bestimmt gewußt, jetzt ist er tot."

Warum er denn den Toten nicht zurückgelassen habe?

Hannes blickte nach dieser Frage zu Boden. Dann schlug er die Augen auf und blickte dem Offizier klar und voll ins Gesicht: „Jawohl, ich weiß, ich hätt' ihn zurücklassen können. Aber das hab' ich halt auch nit übers Herz gebracht. Herr Leutnant, ich bin heut über ein Feld gekommen, über ein großes Feld. Da ist vor langer Zeit gekämpft worden. Und da sind noch heute die Toten gelegen, nur leicht mit Erde zugedeckt. Ich bin lang darüber gegangen, und es hat unter mir geschwappelt — wie wenn einer über Sumpfboden geht. Wenn ich eine Schaufel gehabt hätt', dann hätt' ich mich freilich nit lang besonnen. So aber hätt' ich ihn ja nit einmal notdürftig mit Erde zudecken können. Nein, Herr Leutnant, ich hab' den Peter Düval mit mir nehmen m ü s s e n ! Denn er hat sich ehrlich gehalten und hat gar nichts verraten, trotzdem er so schwach war."

Der Leutnant wandte sich einen Augenblick ab. Dann sagte er: „Der Tote ist also ein guter Freund von Ihnen gewesen?"

„O freilich, von Kind auf."

Da habe er brav gehandelt. Aber er solle weitererzählen. Es sei doch noch nicht alles klar.

„Immer die Nacht durch hab' ich mich vorwärts geschlichen. Hab' mich nach dem Schießen gerichtet und auf die Leuchtkugeln geachtet. Aber erst heut abend hab' ich die Leuchtkugeln so gesehen, daß ich nimmer hab' irrgehen können."

Wovon er sich denn ernährt habe?

„Zweimal bin ich an eine Ferme gekommen. Es sind nur Frauen und Kinder darinnen gewesen. Die haben nit recht gewußt, ob ich ein Franzos bin oder ein Deutscher. Und sie haben sich schrecklich gefürchtet. So haben sie mir gern was gegeben. Viel ist's freilich nit gewesen. Haben gewiß selber nit viel gehabt. — Jetzt vor

einer Stunde sind die weißen Kugeln vor mir aufgestiegen, dann bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Leutnant."

Es sei gut für jetzt. Natürlich komme er zunächst in Arrest. Denn man müsse sich genau über ihn erkundigen.

„Zu Befehl!"

Wenn er die Wahrheit gesagt habe, dann verdiene er eine Auszeichnung. Wenn er gelogen habe, eine Kugel. Er könne ein braver Soldat sein, oder aber auch ein elender Ausreißer, der sich nur nicht zum Feinde gefunden habe.

„Zu Befehl!"

„Abtreten!"

„Herr Leutnant, ich hätt' noch eine Bitte."

„Was soll's?"

„Ich möcht' meinen Kameraden begraben."

„Das ist Ihnen genehmigt. Ich halte Sie vorderhand noch für einen braven Soldaten."

*

Dort in der Nähe, hart hinter den Linien der Preußen, lag inmitten zerschossener Wälder ein kleines Tal. Und inmitten dieses Tales lag, von Feldern und Wiesen umgeben, ein kleines Dorf.

Es lag im buchstäblichen Wortsinne. Denn kein einziges Gebäude stand mehr in jenen Sommertagen des Jahres 1916. Alles war zusammengeschossen, das Haus des Bauern und die Hütte des Tagelöhners wie auch der kleine Herrenhof seitwärts am Abhang. Und die uralte Kirche mit ihrem kurzen, dicken Turme ragte als brandgeschwärzte Ruine über den Trümmern friedlicher Heimstätten empor.

Es war öde, verlassen und öde. Nur eine Katze schlich geduckt über halbverkohlte Balken und äugte zu einem Vogel empor, der auf einem angesengten Baume saß und sein Morgenlied sang.

Öde war's — aber still war's auch hier nicht. Das ungeheure Rollen, Dröhnen, Schlagen und Donnern klang auch hier herein. Aber es klang doch schwächer als draußen. Es war, als läge das zerstörte Dorf inmitten einer Insel, an deren fernen Gestaden sich die Wogen des Weltmeeres brachen und machtlos zerstäubten.

Die Sonne kam hinter dem Hügel empor — eine große, blutrote

Sonne am dunstschweren Himmel. Ihr Licht warf einen freundlichen Schimmer über das Dorf und sein Elend und warf den Schatten eines Sonnenzeigers auf das Stück Kirchenwand, das noch emporragte über den Trümmern.

Von der halben Höhe eines Hügels blickte ein grauer Turm herab. Wie ein finsterer Posten aus uralter Zeit stand er in dem Bilde der Zerstörung, das letzte Überbleibsel einer Burg, ein Zeuge dafür, daß Kampf und Zwang und Not nichts Neues sind unter der ewigen Sonne.

Mit einem Sprung war die Katze am angekohlten Stamm. Aber husch — war der Vogel entflohen.

Sie kletterte verärgert herab und schlich weiter, über ein Mäuerlein in einen Kirchhof, dessen Gräber verschüttet waren, von Gebälk zu Gebälk, durch ein Seitenpförtlein in die zerstörte Kirche hinein.

Düster starrten die brandgeschwärzten Mauern, hochgetürmt lag das Balkenwerk des Dachstuhles im Schiff. Ungehindert sah der dunstige Himmel herein in den Wirrwarr.

Nur das Gewölbe des Chores war von den Granaten verschont geblieben — ein herrliches gotisches Gewölbe.

Der Flügelaltar lag in Trümmern, und frei im Halbkreise standen alle die Grabsteine, die an der Chorwand eingemauert waren.

Vorn in der Reihe ein steinerner Mann in Lebensgröße. Auf dem hocherhobenen Haupte trug er den runden, leicht gespitzten Stahlhelm, von dem das Kettenhemde bis auf die Kniee herabreichte. Es war ein Helm, fast genau so geformt wie der stählerne Helm, den Peter Düval noch vor kurzem im Schützengraben getragen hatte. Die Beine des Ritters waren gepanzert. Seine Rechte stützte sich auf ein hohes, breites Schwert. In der Linken hielt er einen Schild mit drei fünfzackigen Sternen. Helm und Kettenhemd umrahmten ein längliches Antlitz, und wie aus einem Fensterlein blickten die Augen in weite Ferne.

Es war, als spähten, als warteten sie auf einen, der aus dieser weiten Ferne kommen mußte.

Neben dem uralten Grabmal aus der Glanzzeit des lothringischen Adels reihte sich Stein an Stein. Aber keiner zeigte mehr einen gewappneten Mann. Nur immer dasselbe Wappen: den Schild mit

den drei Sternen. Und jeder Stein zeigte eingegrabene Schrift. Je jünger die Steine waren, desto reicher war auch die Helmdecke des Wappens, desto ausführlicher das Schriftwerk. Auf allen Steinen aber stand — bald kaum zu entziffern, bald klar und scharf, in gotischen Buchstaben und in verschnörkelten, mit Gold ausgefüllten Zeichen der Renaissance — der Name Düval.

Der hohe Steinritter war der Ahnherr all derer, die in der Gruft dieser Kirche schliefen. Der hatte einst da droben gewohnt auf halber Höhe des Hanges, wo heute noch der finstere Wartturm ragte. Andere nach ihm waren ins Tal herabgezogen und hatten das Herrenhaus gebaut, das jetzt seitwärts vom Dorfe im Schutt lag. Die einen nach ihm waren geblieben bis in die jüngste Vergangenheit. Andere seiner Urenkel hatten vor Jahrhunderten um des Glaubens willen das Land ihrer Väter verlassen.

Starr und steif stand das uralte Steinbild, und die Augen schienen über die zerbrochene Wand hin wartend in die Ferne gerichtet zu sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einer Wiese hinter dem Dorfe, an etwas geschützter Stelle, hatten deutsche Soldaten einen Friedhof angelegt. Kreuz ragte neben Kreuz, an jedem hing ein Täfelchen mit einem Namen. Viele Kreuze, viele Namen.

Vom steilen Hang herunter trugen sie, gewickelt in eine Zeltbahn, einen toten Soldaten. Voran schritt ein deutscher Feldgrauer. Der trug ihn zu Häupten. Hinterdrein kam Hannes in seinem Franzosenmantel, mit dem Käppi auf dem Kopf. Der trug die Füße des Toten.

Wortlos marschierten sie über die Talsohle und gelangten auf den Soldatenfriedhof. Dort legten sie den Leichnam zwischen die Gräber und begannen eine Grube auszuheben.

Als die Grube tief genug war, hob Hannes den toten Kameraden wie ein Kind in die Höhe, und dann senkten sie ihn zu zweit hinab.

Hannes blieb auf den Knien und blickte auf das schmale Bündel da drunten.

Der Preuße war hinter ihn getreten und räusperte sich. „Das ist ein feiner Junge gewesen und guter Leute Kind. Je nun, hat eben auch daran glauben müssen. Heute dir, morgen mir."

Hannes antwortete nichts. Er hob die gefalteten Hände und begann mit lauter Stimme das Vaterunser zu sprechen, wie er es einst bei Pfarrer Düval in der Schule gelernt hatte.

Auch der Feldgraue hatte die Hände übereinandergelegt.

Nach dem Vaterunser sprach Hannes noch die Worte des Segens — ebenso laut und mit starker Betonung jeglichen Wortes, wie ein Kind in der Schule.

Dann schaufelten sie das Grab zu und gingen zurück durchs Tal, den Hang empor.

„Ich halte dich meiner Lebtage für keinen Drückeberger, mein Junge", sagte der Preuße, als sie auf halber Höhe waren.

Hannes fand es nicht der Mühe wert, ein Wort zu erwidern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Peter Düval war nach Hause gekommen. Er hatte seine Ruhe gefunden im Tale der Väter. Und nahe seinem Grabe stand der unbekannte, steinerne Ahnherr und hielt die Wacht über dem Toten. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die beiden zurückkamen, der Preuße und der Bayer, war eine telephonische Auskunft vom Regiment des Hannes eingelaufen: Vitus Hannes vor fünf Tagen mit vier anderen auf Erkundung ausgeschickt und seitdem vermißt. Er ist mit dem Verdienstkreuz und der österreichischen Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Seine Meldung verdient vollen Glauben.

Darauf wurde Hannes mit Ehren in die bayerische Stellung entlassen.

*

Am Abende dieses Tages saß die Familie Düval in dem Gärtlein hinter dem Hause. Vater, Mutter und die zwei Ältesten. Auch die alte Barbara saß dabei. Die Kleinsten lagen schon in den Betten.

Vater Düval hatte eine Feldpostkarte vor sich liegen. Auf der stand geschrieben:

„Liebste Eltern und Geschwister! Ich will Euch nur in Eile noch ein paar Worte schreiben, ehe ich meinen ersten Patrouillengang antrete. Ich habe mir den Krieg anders vorgestellt, als er in Wirklich-

keit ist. Aber ich habe mich in meine Pflichten eingelebt und kann sie von Tag zu Tag besser erfüllen. Wenn meine Kräfte zuweilen nicht ganz ausreichen, dann tröste ich mich mit dem Worte: Der Herr ist in dem Schwachen mächtig. Und dann geht es auch immer wieder. Täglich, wenn ich mich zur Ruhe lege (soweit man hier von Ruhe sprechen kann), danke ich Gott für mein Elternhaus und für Hannes, ohne den es mir doch oft recht einsam wäre da heraußen im Felde. Er wird mich auch gewiß nicht verlassen, solang er kann. Ich grüße Euch alle und Barbara aus weiter Ferne. Gedenket auch manchmal Eures dankbaren Peter." —

Jawohl — er grüßte aus weiter, weiter Ferne. Er grüßte aus Himmelshöhen noch ein letztes Mal herab auf das Land der Mühseligen und Beladenen. Er grüßte als einer, der nach Hause gekommen war, als ein Verklärter.

Die Sternkundigen erzählen uns von Himmelskörpern, die längst erloschen sind und uns dennoch allnächtlich grüßen mit ihrem Lichte. Also grüßte auch Peter Düval, der wackere Knabe, dessen Lämplein erloschen war, mit einem letzten Lichtstrahl seine Lieben auf Erden.

Die letzte Probe

Seit einer Woche lag Hannes wieder im Schützengraben.

Noch immer tobte die Schlacht. Noch immer das träge Rollen, das Anschwellen der Töne zu wildem Gepolter, das jäh einsetzende Krachen hüben und drüben, das Ineinanderbrausen einer gewaltigen, Luft und Erde erschütternden Schlachtenmusik, das Jauchzen unsichtbarer Dämonen, die ihre höllische Freude haben am Vernichtungswerke der Menschen, das Grollen der Granaten, das Zischen der Schrapnells, das Einschlagen in der Ferne und ganz in der Nähe, himmelansteigende Rauch- und Staubwolken, Schreien und ersterbendes Stöhnen getroffener Menschen — das mähliche Abschwellen und Ausebben, das Atemholen von einem Tage zum anderen.

Heute abend sollte er in Ruhestellung kommen. Aber zuvor mußte er noch einmal das Essen holen in der Küchenschlucht.

Um zehn Uhr vormittags machte er sich auf die Beine und trollte den alten Weg im Laufgraben, den er einst mit dem armen Preußen getrollt war. Dann stieg er durch den Geisterwald empor und kam wieder dorthin, wo die Eselspritschen den Weg so unsicher machten.

Ssst — ratsch! Ssst — ratsch!

Heute schossen sie aber doch wie verrückt. Also eilig voran — eilig — — !

Ssst — ! Wieder eine. Ratsch —!

Aber das hatte Hannes nicht mehr gehört.

Eine Viertelstunde später fanden sie ihn bewußtlos in seinem Blute liegend und trugen ihn hinunter zum Verbandplatz.

*

Drei Proben müssen die Menschen bestehen, von denen uns die alten Märlein der Deutschen erzählen. Drei Proben. Dann erst zerflattern unter dem Machtwort einer himmlischen Gewalt die Spukgestalten der Mitternacht in dem Nichts, aus dem sie gekrochen sind. Drei Proben — hart eine jede, und immer härter die folgende, als die ihr voranging.

Gleich den sagenhaften Leuten des Märleins waren auch unserem Hannes zwei Proben auferlegt worden — obwohl er nur ein armer, unbekannter, feldgrauer Soldat war:

Die Probe des Mutes.

Dem Mutigen hilft das Glück, dem Tapfern gehört die Welt. Mut ist hohe Mannestugend. Aber Mut ist nicht die höchste Tugend. Auch aus dem Rausche erwächst zuzeiten der Mut.

Hannes hatte die erste Probe unter günstigen Vorzeichen bestanden. Er hatte nüchternen Verstandes und kühlen Kopfes Mut bewiesen in allen schwierigen Lagen.

Da war die zweite Probe von ihm verlangt worden. Und er hatte die Treue bewiesen: Treue dem Vaterlande, Treue dem Kameraden.

Treue ist der höhere Grad des Mutes. Treue kann niemals aus dem Rausche erwachsen. Treue kann nur wohnen in einem festen, unerschütterlichen Herzen.

Hannes hatte sich in Treue bewährt. Jetzt war er reif für die dritte Probe, die schwerste.

Und es war zu hoffen, daß er auch diese mit Ehren bestand.

*

Nacht war's. Der Wind trieb die Wolken in jagender Eile. Nur dann und wann blitzten Sterne auf, wurden aber sogleich wieder verschlungen vom wilden Heere der Lüfte.

Der Wind schwoll an zum Sturme und pfiff über die Ebene und sauste durch das große Barackenlazarett.

Ein Licht nach dem anderen erlosch in den niederen, langgestreckten Holzhäusern. Verödet lagen die Wege. Nur da und dort leuchtete eine stille Bogenlampe wie eine kleine Sonne auf Weg und Gebäude herab.

In jeder Baracke war eine Nachtschwester auf Posten. Die Schwestern und Helferinnen vom Tagesdienst hatten ihre Bücher abgegeben. Müde schlichen von allen Seiten die Abgelösten zum Schwesternhause, müde, mit heißen Augen, zum Schlafen. Zwei Oberschwestern begannen ihre Aufsichtsgänge durch die Baracken.

Müde und abgespannt saß auch die Oberin im kleinen, blitzblanken Wohnzimmer am Schreibtisch. Ein Buch nach dem anderen hatte sie erledigt. Soeben schrieb sie den letzten Eintrag. Für heute sollte es genug sein.

Hart und eilig tickte die Weckeruhr. Es ging auf Mitternacht. Das war ein langer Tag gewesen, von morgens sechs Uhr an bis jetzt. Kaum eine halbe Stunde Rast dazwischen.

Sie legte das Löschblatt auf die nassen Zeilen und klappte das Buch zu, erhob sich und drehte das Licht ab.

Mit gefalteten Händen stand sie noch eine Weile am Fenster, lauschte auf das Toben des Sturmes und sah hinauf zu den jagenden Wolken.

Mit hochgezogenem Mantelkragen schritt vor der Baracke ein Wachposten auf und ab.

Still und dunkel lag die niedere Aufnahmehalle schräg drüben über dem freien Platze — die Halle, vor der die Lazarettzüge hielten.

Die Oberin wandte sich und ging zur Türe ihres Schlafzimmers.

Da rasselte das Telephon.

„Hier die Oberin."

„Hier Zentrale. In zwei Stunden trifft ein Lazarettzug mit vierhundert Mann ein. Darunter siebzig Gefangene."

„Gut. Sind die Ärzte benachrichtigt?"

„Ja."

„Wie viele liegende Verwundete?"

„Einhundertfünfundzwanzig Mann."

„Hat das Kommando Meldung?"

„Ja."

„Dann danke."

Die Oberin richtete sich auf. Alle Müdigkeit war verflogen.

Sie ging hinaus in den langen Korridor, der zwischen den Türen der Schwesternsäle hinlief. Leise vorüber an all den Türen, hinter denen die Tagesschwestern und Tageshelferinnen im ersten Schlummer lagen. Nur drei Schwestern im letzten Gemach mußten geweckt werden: die Schwester, der die Aufnahme der Verwundeten, die Schwester, der die Küche und endlich die Schwester, der der Operationssaal anvertraut war. Die meisten anderen durften noch schlafen. Denn auch ihrer wartete schwere Arbeit, wenn alles bereit war.

Nach vielen Richtungen spielte das Telephon über das gewaltige Barackenlazarett, und viele Menschen erhoben sich von ihren Betten.

Die Maschinisten kamen und heizten die Kessel im großen Aufnahmehause für die Bäder.

Operationsschwester und Küchenschwester gingen leise in die Schwesternsäle und weckten etliche geeignete Helferinnen. Zwei von diesen liefen alsbald zur Aufnahmeschwester ins Wäschemagazin hinüber.

Die Uhr zeigte die zwölfte Stunde.

Sechzig Landsturmleute marschierten aus ihrer Baracke. Dreißig von ihnen bogen zum Trägerdienste in das äußere Aufnahmehaus am Bahngeleise. Die anderen dreißig marschierten ins große Aufnahmehaus, ein jeder an sein bestimmtes Geschäft.

In weiter Ferne schoben sich zwei Lichter durch die Nacht, schnaubte ein langer Zug über das schlafende Land hin. Ohne Aufenthalt rollte er durch die Bahnhöfe, und gespenstisch huschten die Lichter über das

Zeichen des Roten Kreuzes, das groß und weithin sichtbar auf weißem Felde an jedem Wagen leuchtete. Näher und näher schoben sich die funkelnden Lichter ihrem Ziele entgegen.

In den Kesseln des Badhauses brodelte das Wasser. Ein Becken so groß wie ein Braukessel war mit Lysollösung gefüllt und wartete auf die schmutzige Leibwäsche.

Landsturmleute brachten aus dem Wäschemagazin vierhundert Hemden und zwölfhundert Wäschesäcke in drei verschiedenen Größen und trugen sie ins Badhaus. Dort wurden sie auf Holzgestellen bereitgelegt.

Im Operationssaale kochten die Werkzeuge im brodelnden Wasser, die Verbandstoffe lagen an ihrem Orte, die Schalen waren gefüllt.

Landsturmleute schleppten Körbe mit Brot ins große Aufnahmehaus. In der Küche dampfte ein riesiger Kessel mit Tee.

Überall war die Oberin. Hier schlichtete, dort besichtigte sie; hier konnte sie loben, dort mußte sie mit strengen Worten tadeln.

Die Uhr zeigte die zweite Stunde.

Es war alles bereit. In der Aufnahmehalle lagen und hockten auf langen Bänken die Landsturmleute und suchten noch ein wenig Schlaf zu erhaschen, ehe die Arbeit begann.

Endlich — um halb drei Uhr rasselte das Telephon.

„Hier die Oberin."

„Hier Zentrale. In zehn Minuten läuft der Zug ein."

Weiter spielte das Telephon. Alle Schwestern und Helferinnen wurden geweckt.

Einige Ärzte begaben sich mit der Oberin zum kleinen Aufnahmehaus und gingen mit den Trägern über die Laufbrücke auf die Rampe.

In der Ferne tauchten die funkelnden Lichter auf. Keuchend wuchs der Zug heran. Die Geleise schienen zu glühen. Knirschend setzten die Bremsen ein. Donnernd fuhr die Maschine vorüber. Der Zug stand.

Die Türen wurden aufgerissen, das Ausladen längs der hohen Rampe begann.

Wer laufen konnte, ging über die Brücke. Wer sitzend hatte fahren können, aber nicht zu gehen vermochte, kam auf der Bahre über die

Brücke. Endlich wurden die Schwerverwundeten auf ihren eigenen Bahren behutsam ausgeladen und herübergebracht.

Fieberhaft arbeiteten die Unteroffiziere in der äußeren Aufnahmehalle, schrieben Namen und Truppenteil in ihre Listen und bekamen die Habe eines jeden in sichere Verwahrung.

Die Oberin hatte im großen Aufnahmehause die Leitung übernommen.

Nach einiger Zeit wurden die ersten zwanzig in die Halle gebracht.

Da lagen sie nun auf ihren Bahren und warteten — die einen halb bewußtlos, die anderen mit klaren Sinnen und ängstlich suchenden Augen.

Ihre Gesichter waren bedeckt mit Ruß und geronnenem Blut, mit Krusten von Staub. Und ihre Uniformen sahen aus, als wären sie aus dem Kote gezogen.

Hier war ein hohlwangiges Männerantlitz umrahmt von wildem, struppigem Bart, dort funkelten fieberische Augen aus einem Knabengesicht.

Ein neuer Schub kam in die Halle. Dick und schwer wurde die Luft.

Da lag jetzt auch ein bayerischer Soldat. Er lag lang ausgestreckt, und aus dem glatten, wachsgelben Gesicht starrten fieberische Augen zur Decke empor. Er hatte seine Zähne zusammengebissen. Er kämpfte mannhaft einen guten Kampf. Er wollte fest bleiben. Aber zuweilen verzerrte sich sein Gesicht doch, und ein Schauer lief durch den gemarterten Leib.

Die Oberin hatte die Hand leis und lind auf seine glühende Stirne gelegt. Und jetzt beugte sie sich herab und flüsterte: „Geduld — in Gottes Namen, Geduld!"

Zwei dicke Tränen rannen über sein Gesicht. Seine Lippen bewegten sich.

Noch tiefer beugte sich die Oberin herab. Jetzt flüsterte der schwerwunde Mann: „Lieber — Gott — nit — nit irr werden!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht irre werden, armer Hannes? Wie meinst du das? Nicht irre? Fürchtest du den Irrsinn, weil die Schmerzen toben in deinem zerschossenen Leibe? Oder fürchtest du das Irrewerden an Gott?

Die Oberin fragte nichts. Aber sie wich nimmer von diesem Ärmsten



der Armen, bis man den Ohnmächtigen, gewaschen und frisch verbunden, in seine Baracke trug.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen kam. Vierhundert Mann waren gewaschen, gebadet, verbunden, gelabt, getränkt, vierhundert Mann ruhten in luftigen Sälen, in reinlichen Betten neben viel hundert anderen, Deutsche und — genau wie die Deutschen behandelt — Franzosen und Wilde.

Sie waren aus der Qual der Unrast, aus Kampf und Not, sie waren aus dem Rütteln und Stoßen einer langen, langen Bahnfahrt eingegangen in die Ruhe des Lazaretts.

Die meisten sanken allsogleich in tiefen Schlaf. Nur die Ärmsten unter ihnen fanden den Schlaf nicht. Die Wunden brannten, die Nerven zitterten. Aber sie lagen doch still und zufrieden.

Dahin und dorthin schritt noch die Oberin auf leisen Schuhen. Auch an das Lager des Bayern kam sie.

Er lag mit wachen Augen und schmerzverzerrtem Gesicht.

Wieder beugte sie sich herab auf ihn. Da flüsterte der fiebernde Mann: „Wasser nix — Erde nix — aber Feuer — Feuer!"

Die Oberin ging noch zur Saalschwester: „Ich will dabei sein, wenn der Herr Generaloberarzt zur Visite kommt. Ich möchte wissen, wie er den Mann mit der schrecklichen Beckenverletzung beurteilt."

Als die Oberin in ihr Stübchen zurückkehrte, zeigte die Weckeruhr die sechste Stunde. Und auf sechs Uhr war sie gestellt. Jetzt lief sie rasselnd ab.

Die Oberin wusch sich Gesicht und Hände. Dann ging sie hinüber in den Speisesaal der Schwestern. Da stand auf langen Tischen der dampfendheiße Kaffee.

*

„Maske weg!"

Die schwere Operation war vorüber.

„Helferin Irene, sagen Sie Schwester Elise, daß der Mann zurückgebracht wird. Und Sie, Herr Kollege, gehen dann wohl auch mit hinüber und sorgen, daß man ihn auf die rechte Seite legt. Die Gefahr einer Nachblutung ist nicht ausgeschlossen. Zunächst erhält er stündlich abwechselnd eine Spritze Kampfer und eine Spritze Digalen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend telephonierte die Stationsschwester der vierten Baracke: „Frau Oberin, ich brauche heute nacht eine Extrawache. Man darf den Bayern keinen Augenblick allein lassen. Er ist sehr unruhig und das Herz miserabel.“



Die Oberin traf ihre Anordnungen. Dann ging sie selbst noch einmal in die Baracke vier.

„Wasser nix — Erde nix — aber Feuer, Feuer — oh, Feuer!“ phantasierte der Operierte.

— —

Am zweiten Morgen kam die Oberin wieder: „Nun, Schwester, wie geht's?“

„O, recht ordentlich. Nur noch siebenunddreißig Temperatur. Ich habe ihm sogar schon etwas Milch und Zwieback gegeben."

„Schön, geben Sie ihm heute vormittag ein Glas Rotwein mit Ei und Zucker und überhaupt Nahrung, soviel als möglich."

— —

Tage und Wochen gingen dahin. Viele Wochen. Hannes guckte schon ganz frisch aus seinem Bette. Die Schmerzen waren erträglich. Die Temperatur schwankte zwischen siebenunddreißig und achtunddreißig. Die Wunde sonderte stark ab. Doch sah sie recht gut aus.

Eines Morgens kam der Generaloberarzt mit feierlichem Gesicht an sein Lager und hielt ihm die geschlossene Hand hin. „Raten Sie, was ich da halte!"

Hannes hatte keine Ahnung.

Da öffnete der alte Herr seine Faust und legte ihm das Eiserne Kreuz auf die Decke.

Mit großen Augen sah Hannes auf das Ehrenzeichen und tastete mit seinen mageren, weißen Fingern danach. Und die Tränen liefen ihm über die Wangen. —

Ruckweise ging es nach diesem Morgen vorwärts auf dem Weg zur Genesung.

Da plötzlich steigerten sich die Schmerzen wieder, und die Temperatur ging reißend in die Höhe.

Was war das?

Es war eine Sache von geringer Bedeutung. Am Hüftbein hatten sich unter Eiterung ein paar Knochensplitter abgestoßen. Sonst nichts.

Und schon trösteten sie den Kranken — in einigen Tagen dürfen Sie vielleicht auf ein halbes Stündchen heraus!

Vielleicht.

Da plötzlich, mitten in der Nacht, schreckte Hannes empor. Jawohl, es rieselte das Bein entlang. Und als er hingriff, war's klebrig und naß.

Er rief die Wache. Das Telephon spielte. Die Nacht-Oberschwester kam. Vergeblich suchte sie die Blutung zu stillen.

Totenblaß lag Hannes. Der Puls flog.

Das Telephon spielte. Der Arzt vom Dienst löste den Verband. Auch er stand machtlos vor dieser Blutung.

Sofort auf den Operationstisch!

Die Kunst der Ärzte hatte gesiegt. Die Schlagader war genäht. Aber jetzt galt es, aufs neue geduldig zu liegen — Woche um Woche.

Immer wieder besuchte die Oberin diesen Kranken, den sie neben den Hunderten allen besonders ins Herz geschlossen hatte.

Woche um Woche — ganz still und ruhig mußte er liegen. Und jetzt kam es über ihn, unentrinnbar, und legte sich schwer auf seine Brust und war ärger als alle die leiblichen Schmerzen.

Lange schwieg er und fraß es in sich hinein. Dann aber öffnete er eines Tages der Oberin sein Herz und schüttete alles vor ihr aus, was darin war.

„Ich bin ganz trübselig. Ich kann mir gar nimmer helfen. Ich hab' so arge Gedanken. Was tu ich noch mit meinem jungen Leben? Es ist ja doch alles vorbei, auch wenn ich gesund werd'. Ich bleib' halt ein Krüppel mit meinem zerschossenen Becken."

„Alles vorbei? Wer sagt Ihnen das?"

„O ich weiß, ich weiß. Freilich, Sie täten mir's ja nie sagen. Aber ich weiß doch. Ich werd nie mehr arbeiten können in meinem Geschäft. Ja, wenn ich ein Schneider wär'. Aber so bin ich halt doch ein Metzger. Ich werd nie mehr was heben und tragen können. Ich weiß wohl."

„Hannes, ist das auch recht, wenn Sie so reden? Sie, ein tapferer Mann? Was will man denn von den anderen verlangen, wenn Sie schon so sind?"

„O, was hilft mir meine Tapferkeit? Es ist ja doch alles vorbei, aus und vorbei. Ganz und gar g'fehlt ist's. Ich werd nie mehr, nie mehr. Ein Krüppel bin ich, ein Krüppel bleib' ich. Am besten wär's, Sie lassen mich totschlagen."

„Hannes, glauben Sie, daß ich einige Erfahrung mit Kranken habe?"

„Ich glaub's wahrlich."

„Und meinen Sie, daß ich Sie anlüge?"

„Wenn Sie mir's versprechen, dann lügen Sie nit."

Sie mußte lächeln. „Also versprech' ich's. Und jetzt hören Sie: Alle Dinge liegen in Gottes Hand. Aber soweit Menschen sehen können,

werden Sie wieder ganz gesund werden. So, jetzt wissen Sie's, was ich meine."

Er lächelte ungläubig.

„Jawohl. Aber dazu müssen Sie selbst helfen. Sie dürfen nicht schwermütig sein. Sie müssen sich bezwingen. In Ihrer Hand liegt's, ob es noch sehr lang dauert, oder ob es viel geschwinder vorbei ist, als Sie jetzt meinen. Sie müssen geduldig sein, Hannes!"

— —

Und Hannes war geduldig. Er war einer der Geduldigsten in allen Baracken — — wenn ihn auch die schweren Gedanken immer und immer wieder berannten.

— —

Fünf Monate waren vergangen. Der ganze Saal nahm Anteil, als er zum ersten Male in seinem Bette hoch gesetzt wurde.

Nach etlichen Tagen durfte er heraus aus dem Bette in einen Lehnstuhl. Und endlich kam die große Stunde, wo er, auf zwei Schwestern gestützt, riesenlang und abgezehrt, durch den Saal ging.

Aber das Bein war steif. Und jetzt erst wurde seine Geduld auf die härteste Probe gestellt.

„Herr Generaloberarzt, werde ich wieder felddiensttauglich?" fragte er nach einigen Wochen.

Der alte Herr lächelte freundlich: „Ei, warum denn nicht, mein Sohn? Das kommt jetzt nur noch auf Sie an."

„Auf mich? Alles will ich tun!"

„Gut, morgen dürfen Sie zandern."

„Zandern? Was ist das?"

Er fragte die Schwester. Die lächelte geheimnisvoll. „Das werden Sie morgen erfahren."

Er fragte die Kameraden in der Liegehalle, und einer verzog das Gesicht und sagte: „Höllisches Feuer."

Ein anderer aber meinte: „Laß dir nit Angst machen. Im Anfang tut's freilich sakrisch weh. Aber nachher ist's zum Aushalten. Und helfen kann's auch."

Und es tat sakrisch weh, als er am anderen Tag in dem Saal mit den

pochenden, sausenden Apparaten die erste passive Übung machte. Sakrisch weh und dauerte gottlob nur ein paar Minuten.

Er biß die Zähne aufeinander, und er ließ sich keine Schwäche anmerken. Er — der Vitus Hannes aus Bayerland.

Zufrieden lächelte die ehrwürdige, weißhaarige Zander-Schwester, die ihre Leute so vortrefflich im Zaum hielt mit Ernst und mit Scherz. „So gefällt's mir!"

Dem Hannes hatte es gar nicht gefallen, und mit Entsetzen dachte er schon an den folgenden Tag.

„Wasser nix — Erde nix — aber Feuer. Huh — Feuer!" sagte er auch einmal während der zweiten Sitzung.

„Wie meinen Sie?" fragte die Schwester.

Da biß er die Zähne zusammen und schwieg.

Aber von Tag zu Tag ging's besser. Die Schmerzen ließen nach, immer schönere Apparate kamen an die Reihe, bis er endlich im stehenden Ruderboote saß und — anfangs ächzend, dann immer flotter — im Velotrap strampelte.

Im siebenten Monat ging er immer allein am Stock in seinen Saal zurück. Nur ein klein wenig zog er das Bein nach. Er war frisch und kräftig geworden, und aus seinem gesunden Gesicht blitzten die Augen wie ehedem. Die Jugend und ein eiserner Wille hatten gesiegt.

Ende und Ausblick

Hannes ist ein ungelehrter Mensch. Er sieht nur immer das Stücklein vom Kampffeld, auf dem er steht. Er weiß wenig von seines Volkes Vergangenheit. Er zerbricht sich nicht den Kopf über seine Zukunft.

Aber eines hat er gelernt in den russischen Sümpfen, auf den serbischen Bergen und unter der Sonne Frankreichs: Deutsche Art ist etwas Besonderes, und deutsche Art ist seine Art. Und deutsches Land ist etwas Besonderes, etwas unsagbar Süßes und Stolzes. Er weiß, daß andere Völker ihre eigene Art haben. Er läßt sie ihnen neidlos.

Denn er hat keine bessere kennengelernt als die seinige. Die liebt er, für die will er leben und in der will er sterben.

Er weiß, daß sein Volk noch heiße Kämpfe bestehen muß. Er sehnt sich nicht mehr nach diesen Kämpfen wie ehedem, er sehnt sich nach Frieden.

Wohl hat er vor Weihnachten mit klopfendem Herzen die Botschaft seines Kaisers an alle Welt gelesen und einen Brief seines Pflegevaters, worin es hieß: ‚O Hannes, paß auf, jetzt kommt der Friede.' Aber er hat den Kopf geschüttelt, hat an den wutschnaubenden Franzosen im Zelte gedacht und hat zu den anderen gesagt: ‚Sie werden nicht wollen!'

Jawohl, die anderen haben nicht gewollt. Und es geht weiter, das grausige Morden. Die anderen wollen es also.

Und er mag nun auch nicht daheim bleiben. ‚Wo die Kameraden stehen und bluten, sollt' ich mich nach Hause verziehn? Da kennt ihr mich schlecht!'

Und also wird auch er wieder den Affen auf den Buckel nehmen und das Gewehr in die Faust und wird hinausgehen ins Feld. Nach Osten, nach Westen, wohin sein Kaiser ihn ruft.

Komme, was da kommen mag. Er hat die Feuerprobe bestanden.

Leiden ist das Schwerste, klagloses Leiden. Aber es erhöht den Menschen hoch über ihn selbst und führt ein ganzes Volk zur Freiheit hindurch.

Noch gleicht das deutsche Volk von heute in seiner Gesamtheit dem schlichten Hannes. Das deutsche Volk ist dieser Hannes im feldgrauen Kleide.

Zwei Proben hat es bestanden: die Probe der Tapferkeit und die Probe der Treue.

Jetzt aber steht es, von wutschnaubenden, übermächtigen Feinden umstellt, aus zahllosen Wunden blutend, hoch aufgerichtet inmitten der dritten, der schwersten Probe: Es muß Tapferkeit und Treue üben in klagloser Geduld.

Wie lange diese finstere Mitternachtstunde mit all ihrem Höllenspuk noch währen wird, das weiß nur Gott.

Aber es ist zu hoffen, daß es auch diese letzte Probe besteht und daß es sich aus der bangen Nacht emporringen wird zum Lichte des Tages.

Dann wird einmal das letzte Blut zum Himmel rauchen als letztes Opfer für die Freiheit des Vaterlandes. Dann wird einmal der letzte Abwehrschuß verhallen im wundersamen Friedensgeläute der Glocken. Dann wird das Volk aufatmen, das den Krieg gewann, den es niemals gewollt hatte.

Und keiner wird mehr fragen wie heute: Warum haben wir das Unsägliche alles erduldet?

Denn jeder wird's wissen, warum!

Ende.





Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha




Princeton University Library
32101 067518421

